# Werner Thormann.

Erster Band.

# Werner Thormann.

Ein Roman

von

Ludwig Rosen.

Erster Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1859.

# Erstes Buch.

# Die Studenten.

---

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Jünglingschor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet empor.
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem heiligem Gefühl.
D'rum soll die volle Brust erklingen,
Ein helles volles Saitenspiel.

E. M. Arndt.

## 1. Die Felsenbank.

Unweit einer ansehnlichen deutschen Universitätsstadt, deren Umgebungen sich sonst eben nicht durch Naturschönheiten auszeichnen, wird man überrascht durch eine engabgeschlossene Landschaft von romantischem Reiz, indem nämlich der Fluß, der bis dahin zwischen unscheinbaren Ufern dahinströmte, sich plötzlich eine gewundene Bahn durch nicht hohe aber malerische Felsen bricht. Eine Ruine, die der vaterländischen Sagengeschichte wohl bekannt ist, thront auf einem derselben, zwei Dörfer, zu beiden Seiten des Stromes gelegen, verstecken bald ihre ausgedehnten Häuserreihen in Schluchten und Seitenthälchen, bald treten sie damit bis an den Uferrand hervor, bis die Felsen, wenigstens von der östlichen Seite, keinen Raum übrig lassen, sondern ihre steilen Abfälle in das Wasser selbst herabsenken. Dann aber ist es auch gleich mit dem kurzen romantischen Traume vorüber, und der Fluß tritt wieder in eine flache unbedeutende Gegend ein, gleichsam als habe er nur beabsichtigt, den hier oft lustwandelnden Jüngern der Wissenschaft ein treues Bild von der traumhaften

Episode so manches nüchternen Lebens, von den kurzen Studentenjahren zu geben. Auf der Spitze des letzten und schönsten Felsens ist eine nach einem lieblichen deutschen Dichter benannte Bank roh in die Steinwand gehauen und nur von der Rückseite her zugänglich.

An dieser romantischen Stelle hatten sich vor etwas mehr als zwanzig Jahren drei Jünglinge niedergelassen, die auf den ersten Blick als Studenten zu erkennen waren; zwei derselben saßen auf der Steinbank, der dritte hatte sich auf den Felsenvorsprung daneben gelagert und den Rücken bequem an die Steinwand gelehnt.

Der Jüngling rechts in der Ecke der Bank würde wohl eines Jeden Aufmerksamkeit zuerst auf sich gezogen haben, da ihn sowohl seine körperliche Erscheinung als seine Kleidung vor den andern auszeichnete. Er war von schlankem Wuchs und feinem Gliederbau; das schmale Gesicht zeigte ein scharfes geistvolles Profil, die Augen blitzten kühn und lebhaft; ein wohlgepflegtes Bärtchen stand der hübschen Oberlippe gut, ein spitzer Kinnbart vollendete den Ausdruck jugendlicher Keckheit. Die Kleidung war seltsam genug. Ein kurzer schwarzer Rock mit aufrechtem schmalem Kragen, über den ein gestickter Hemdkragen fiel, war in seiner einfachen Knopfreihe über der Brust zugeknöpft; man nannte das einen „deutschen Rock,“ obwohl seine Verzierung mit

Schnüren und allerlei Besatz ihn eher einem polnischen ähnlich machte. Die ungewöhnlich weiten Sammtbeinkleider hatten an beiden Seiten einen breiten rothen Streifen, der Länge nach herunterlaufend, und auf diesem war wieder eine schmalere Goldborte aufgenäht, so daß sich die Farben Schwarz-Roth-Gold darstellten, welche als Abzeichen einer unter dem Namen Burschenschaft bekannten Studentenverbindung galten. Auf dem braunlockigen Haar saß etwas kokett eine flache schwarze Sammtmütze ohne Schirm, „Barett" genannt, obwohl sie nur für eine sehr freie Nachahmung jener Kopfbedeckung gelten konnte, wie sie früher das Haupt deutscher Gelehrten zierte. Dieser Jüngling war Theodor Falkenberg, der Rechtswissenschaft Beflissener.

Neben ihm saß ein nur wenig älterer Jüngling von mittlerer Größe und bei weitem weniger zierlichem Körperbau. Sein blasses Gesicht würde für gewöhnlich und unbedeutend haben gelten können, wenn nicht in den sinnigen Augen eine tiefe innre Welt, ein bedeutsames Seelenleben sich ausgesprochen hätte. Sowie Theodor herausfordernd und anspruchsvoll nach außen blickte, so merkte man seinem Nachbar an, daß er mehr passiv die Eindrücke an sich herankommen ließ, aber dann vielleicht gründlicher verarbeitete und nachhaltiger festhielt. Gleich anspruchslos wie der Ausdruck seines ganzen Wesens war auch seine Tracht. Ein dunkelgrüner

Tuchrock von bürgerlichem Schnitt, bei schärferer Betrachtung sich als schon etwas abgetragen ausweisend, graue Beinkleider von gewöhnlichem Aussehen und eine kleine unscheinbare Mütze mit winzigem Schirm würden den akademischen Hochschüler gar nicht haben errathen lassen, wenn nicht, statt der Weste, ein rother Brustlatz mit schwarzem Sammtrand und mit darauf liegender Goldschnur eingefaßt, den Studenten hinlänglich angezeigt hätte. Dies war Werner Thormann, eingeschrieben als Studiosus der Theologie.

Der Dritte, welcher sich so bequem gelagert hatte und seine Aufmerksamkeit zwischen dem Gespräch der Andern und der Betrachtung eines seltsam geformten Grases theilte, stellte sich unverkennbar als der Aelteste der Gruppe dar. Er war kurz und stämmig gebaut; aus dem breiten lebhaftgerötheten Gesicht schauten ruhige verständige Augen hervor; alle Körperbewegungen waren gemessen und bewußt. Auf der Brust trug er ein schwarz-roth-goldnes Uhrband, um die schwarze Mütze einen schmalen rothen Streifen, sonst aber war die ganze Kleidung in hohem Grade modisch und fein. Seine Genossen hatten ihm den Scherznamen „Anstand" beigelegt, er hieß aber eigentlich Moritz Schramm und hatte sich dem Studium der Medizin gewidmet.

„Wir alle drei — sprach Theodor — befinden uns jetzt im letzten Studienjahr, müssen also nur zu bald

ins Philisterleben eintreten. Wenn ich hieran denke, so ist mir nicht anders zu Muthe, als wenn man in den Gärten die Astern blühen sieht und dadurch wie von einer unwillkommnen Herbstahnung durchfröstelt wird."

Moritz Schramm sagte, ohne aufzublicken: „Das seh' ich nicht ein. Wir leben nicht, um Studenten zu sein, sondern wir sind Studenten, um zu leben, d. h. ordentlich und tüchtig zu leben, in einer Wirksamkeit, die äußre Behaglichkeit und innre Befriedigung verschafft. Ich bin ganz gern Student gewesen, aber ich trete eben so gern ins bürgerliche Leben ein."

„Du bist ja schon als Student — entgegnete Theodor — ein halber Philister; da läßt sich leicht begreifen, daß du ohne sonderlichen Schmerz vom schönen Burschenleben Abschied nimmst. Mir wird dieser Abschied sehr nahe gehn, und dir gewiß auch, Werner?"

Werner erwiderte: „Was mir die Universität Neues geboten hat, was sie mir Herrliches fortwährend schenkt, was sie für mich, wie ich fürchte Unersetzliches enthält, das ist die vaterländische Begeisterung, die Liebe zu meinem ganzen großen Volke, die Sehnsucht nach einem einigen starken freien Deutschland. Früher war ich mir meiner Vaterlandsliebe gar nicht bewußt, die Hochschule weckte mich aus diesem gefühllosen Schlummer. Dieser wird mich künftig zwar nicht mehr befallen, allein ich fürchte, daß ich meine jetzigen Hoffnungen vielleicht

nie erfüllt sehe. Deshalb denke ich nicht gern des Augenblicks, wo ich von der Hochschule scheiden muß."

Moritz warf das Gras, mit dem er sich bisher beschäftigt hatte, halblaut den botanischen Namen desselben „Andropogon Ischaemum“ aussprechend, mit einer eigenthümlichen, geringschätzigen Geberde fort, welche es dahin gestellt sein ließ, ob er des botanischen Interesses müde sei oder ob er die von Werner ausgedrückten Empfindungen nicht allzu hoch anschlage.

Aber Theodor sagte eifrig: „Du meinst, unsre Idee vom freien Deutschland würde nicht zur Ausführung kommen? Da ist mein Glaube stärker und deshalb auch meine Hoffnung größer. Die besten deutschen Jünglinge versammeln sich auf den Universitäten, die Auserlesensten unter den Studirenden glühen für unsre Idee — wie sollten wir verzweifeln, deren Ausführung zu erleben?"

Schwermüthig schaute Werner in die Ferne und sagte langsam: „Wir sind einverstanden darin, daß wir nie die Fahne der Empörung aufpflanzen wollen — —"

„Was eine echte Donquixoterie wäre!" schaltete Moritz murmelnd ein.

„Wir wollen — fuhr Werner fort — die wahre Liebe zum Vaterland unter uns pflegen und später in weiteren Kreisen verbreiten; wir hoffen, daß so nach und nach der einsichtsvolle Theil des Volkes für Frei-

heit und Volkseinheit empfänglich wird, daß sich dann von selbst die Staatsformen finden, wie sie eines braven mündigen Volkes würdig sind. Wenn durch solche Gedanken und Hoffnungen inmitten eines so herrlichen Kreises, wie die Burschenschaft ist, dem gehobnen und veredelten Geist die frohe Zuversicht auf eine schöne Zukunft erweckt wird, so kann ich mich doch der Furcht nicht erwehren, daß draußen in der bürgerlichen Welt andre Interessen und Ansichten herrschen. Die Burschenschafter zerstreuen sich, nur einen kleinen Bruchtheil des Volkes bildend, viele von ihnen durch andre Ideen bewegt, erkalten in ihrem Eifer oder schlagen sogar in entgegengesetzte Ansichten um: sollen wir da auch nur mit einiger Sicherheit auf die Verwirklichung unserer Hoffnungen rechnen können? Ist nicht die viel allgemeinere Begeisterung der Freiheitskriege bald verraucht, so daß sie nur in uns noch nachglimmt? Solche Befürchtungen stimmen mich traurig und schwermüthig."

„Tüchtiges Arbeiten im Beruf ist gut dafür!" brummte Moritz vor sich hin.

Theodor sprach mit Entrüstung: „Wäre ich so kleingläubigen Herzens wie du, Werner, so würde ich bedauern in die Burschenschaft getreten zu sein, denn ich würde die Hoffnungen einiger Jahre zu theuer mit der ungestillten Sehnsucht eines ganzen Lebens bezahlen."

„Würdest du es wirklich bedauern?“ fragte Werner sanft.

„Gewiß; ich wäre viel lieber Mitglied einer Landsmannschaft gewesen, hätte mich als solcher meiner Studentenjahre harmlos erfreut und beim Abgang von der Universität völlig mit dem Burschenleben abgeschlossen.“

Moritz Schramm richtete sich halb auf, schaute Theodor mit seinen klugen Augen scharf an und sagte: „Pfui, Falkenberg, ein Landsmannschafter hättest du sein wollen? Dich harmlos des Studentenlebens erfreuen? Eine schöne harmlose Freude: den halben Verstand zu versaufen und die andre Hälfte in Liederlichkeit zu vergeuden; in kindischen Paukereien, die den rohen Gottesurtheilen einer rohen Vorzeit nachgeäfft sind, dich herum zu tummeln; statt etwas Ordentliches zu lernen, Füchse zu mißhandeln; Bürger um ihr Geld und deren Töchter um ihre Unschuld zu betrügen — — eine sehr harmlose Freude, sage ich! Ich bin kein enthusiastischer Burschenschafter, wie ihr es seid, aber ich halte etwas auf die Burschenschaft, weil sie der Sittenlosigkeit der Landsmannschaften strenge Sittlichkeit entgegensetzt; weil sie eine Ehre darin sucht, daß ihre Mitglieder fleißig, ordentlich und rechtschaffen sind.“

Theodor entgegnete: „Du übertreibst die Fehler der Landsmannschaften, wie du den eigentlichen Werth

der Burschenschaft zu gering anschlägst. Es giebt honorige Landsmannschafter, wie's schofele Burschenschafter giebt. Ich meine nur: wenn ich nicht volles Vertrauen zur Realisirung der burschenschaftlichen Ideen hätte, so würde ich lieber gar nicht Burschenschafter gewesen sein."

„Das eben bestreit' ich!" rief Werner mit Wärme. „An das unausführbare Ideal der Burschenschaft knüpft sich ein Leben voll ungestillter Sehnsucht; trotzdem wird mir diese Sehnsucht immer lieber sein als alles Reale, was mir die Welt bietet."

„Ihr habt also Beide euer Theil — sagte Moritz — womit ihr euch vollkommen beruhigen könnt. Du, Falkenberg, nimmst die Hoffnung mit ins Philisterium, daß die Idee der Burschenschaft realisirt werde, und fühlst dich zufrieden in dieser Hoffnung. Du aber, Thormann, bist wonneselig in deiner unerfüllten Sehnsucht. Was wollt ihr mehr?"

Etwas gereizt durch den spöttischen Ton fragte Theodor: „Und du, Anstand, was nimmst du denn mit ins Philisterium?"

„Ich hab' es schon gesagt: die dankbare Erinnerung, daß mich eine starke Verbindung vor allen Rohheiten und Dummheiten des sonstigen Studentenlebens bewahrte. Was ihr aber eure Idee nennt, die laß ich auf sich beruhen. Ich bin zu nüchternen Geistes,

um mich mit unpraktischen Ideen abzugeben. Im Frühling geh' ich nach der Hauptstadt, und der Rest meines kleinen Vermögens reicht eben hin, mich bis zum Schluß meiner Staatsprüfung zu unterhalten. Weil ich nicht wagen darf, eine ärztliche Praxis ohne sichre Einnahme zu beginnen, und ganz los und ledig, ohne Eltern und Geschwister bin, so werd' ich mir wohl eine Stellung an einem Hospital, an einer Irrenanstalt oder beim Militär suchen, die gleich ihren Mann nährt — am liebsten beim Militär, denn da giebt es eher etwas Ordentliches zu schneiden, und ich hab' einen förmlichen Heißhunger darnach, Messer und Sägen zu gebrauchen."

„Und denkst du nicht daran, dich zu verheirathen und einen häuslichen Heerd zu gründen?"

„Wenn's zum Geschäft paßt: warum nicht? Aber jetzt kümmert mich das nicht. Ich fasse mir immer gern das Nächste ins Auge, und das Zukünftige interessirt mich daher erst, wenn es ein Nächstes geworden ist. Welches sind deine ersten Pläne und Aussichten, Falkenberg?"

„Ich bin, wie du weißt, aus Rottenheim im benachbarten Königreiche, dem auch Thormann angehört. Sobald ich die Universität verlassen habe, bringe ich eine kurze Zeit im Kreise meiner Familie zu, welcher durch anmuthige und geistreiche Schwestern ver-

schönt wird. Dann arbeite ich an einem Gericht und mache meine Examina. Darauf lasse ich mich in meiner Vaterstadt als Anwalt nieder, wo mir mein Vater seine ganze Advocatur übergiebt und nur die Geschäftsführung der hochadligen Häuser, womit er betraut ist, beibehält. So wie er älter wird, läßt er mich nach und nach auch in diese einträgliche Wirksamkeit eintreten. Baldmöglichst verbinde ich mich mit einem trefflichen Mädchen und sichre mir ein schönes häusliches Glück."

„Dir hängt ja der Himmel voll Geigen! Und besagtes treffliches Mädchen besitzt ohne Zweifel ansehnliche Moneten?"

„Wie kannst du glauben, daß ich bei einer Herzensverbindung auf lumpiges Geld sehen werde?"

„Nu, nu — — und wo bleibt denn die Idee der Burschenschaft?"

„Die werde ich nie aus den Augen verlieren! Je einflußreicher meine Stellung ist, um so mehr werde ich dafür wirken können. Ueberhaupt aber bin ich durch die Burschenschaft auf immer für eine ideale Lebensanschauung gewonnen; ich werde für rein geistige Interessen stets die höchste Thätigkeit aufwenden, die größten Opfer bringen. Ebenso wie du, Anstand, eine Sehnsucht hast, Knochen abzusägen oder Muskeln zu durchschneiden, ebenso durchglüht mich die Sehn-

sucht, etwas recht Großes und Herrliches für Vaterland und Menschenwohl, für Liebe und Freundschaft zu vollführen."

Werner sah mit Bewunderung in das blitzende Auge des Freundes, dann aber schlug er die Blicke nieder, als wolle er in sich selbst suchen und forschen, ob er auch diese glühende Hingebung und Aufopferungsfähigkeit besäße, und da er nicht alsbald wieder aufschaute, so schien es, als wenn er hierüber nicht so ganz mit sich im Reinen wäre.

Moritz aber sagte munter: „Gnade Gott denen, die uns Beiden in die Hände fallen! Ich säge ihnen Arm' und Beine ab, wenn ihnen ein Finger oder eine Zehe wehthut, und du erdrückst sie mit deiner aufopfernden Menschenliebe. Nun, Thormann, wie sieht denn dein Zukunfthimmel aus?"

Werner blickte nicht auf, sondern erwiderte mit gedrückter Stimme: „Ziemlich bewölkt. Mein verstorbener Vater war Landprediger. — In dem Dorfe, in welchem ich geboren ward, leben mir noch Mutter und Schwester. Der ersteren sehnlichster Wunsch war es, daß ich Theologie studiren möchte, und dies ist denn auch durch außerordentliche Opfer von ihrer Seite und durch einige Stipendien möglich gewesen. Nun ist es mir allerdings ein angenehmer Gedanke, eine Predigerstelle zu erlangen, weil ich dann Mutter und Schwester

zu mir nehmen könnte, um ihnen zu vergelten, was sie durch die aufopferndste Liebe, durch Einschränkungen jeder Art um mich verdient haben. Aber leider habe ich gar kein Herz zum ergriffenen Studium fassen können, ja ich empfinde fast einen Widerwillen dagegen. Ich habe zwar die üblichen Vorlesungen angenommen und theilweise auch besucht, aber nichts Ordentliches durch dieselben gelernt. Seitdem ich das Gymnasium verlassen und freiere Bahnen der Wissenschaft betreten habe, entschied sich mein Geist ausschließlich für das Studium der Sprachen und zwar der morgenländischen; wenn ich aber nun an das Ende meiner Universitätszeit und an die Examina denke, so überfällt mich ein Grauen. Ich werde die Prüfungen vielleicht gar nicht bestehen, und wenn ich auch durch eigens darauf berechnetes Studium mühsam durchkomme, so ist mir doch der Gedanke an die Kanzel und überhaupt an das Leben eines Predigers schrecklich. Den festen Offenbarungsglauben meiner frühren Zeit habe ich mir nicht bewahren können, ein Heuchler zu sein, würde mich vor mir selbst erniedrigen, und doch erwartet meine gute Mutter sehnsüchtigst den Augenblick, wo ich als ordinirter Geistlicher die Kanzel besteige."

Moritz sagte bedenklich: „Das ist freilich schlimm."

„Entmuthige ihn nicht noch mehr — sprach Theodor — sondern hilf mir ihn aufrichten. Daß du die

Examina glücklich bestehen wirst, Werner, darüber kann kein Zweifel stattfinden, denn du bist ja unter den Studenten wie unter den Professoren als gelehrtes Haus bekannt und geachtet. Liebhaberei zum Predigen wird sich finden, sobald du erfolgreiche Versuche gemacht hast. Was aber deine religiösen Ansichten betrifft, so können sich dieselben ja ändern und mit deiner künftigen Stellung ins richtige Gleichmaß setzen; außerdem leben wir in einer Zeit, in welcher der Rationalist auf dem Katheder und auf der Kanzel bestehen kann, ohne sich einer inquisitorischen Verfolgung ausgesetzt zu sehen. — Aber hört einmal, es ist über unserm Plaudern spät geworden, und wir müssen in der That aufbrechen, wenn wir zur rechten Zeit in die Versammlung kommen wollen."

Sie erhoben sich und gingen der Stadt zu.

## 2. Oeffentliches Studentenleben.

So lange unsere jungen Freunde die ärmlichen und schmutzigen Straßen der Vorstadt durchschritten, begegnete ihnen wenig oder nichts, was die Universitätsstadt hätte anzeigen können; sobald sie aber die eigentliche Stadt betraten, machte sich das Studentenwesen immer wahrnehmbarer. Den fremden Beobachter hätte es interessiren müssen, die jungen Leute, die ein gleicher Zweck in dieser Stadt versammelt hatte, schon auf der Straße in ihrer abweichenden Mannigfaltigkeit zu betrachten. Hier zog eine lärmende Reihe hinaus zur Dorfschenke, in den kostbarsten Schnürröcken wie im einfachsten Flaus, in gewöhnlichen Stiefeln oder in hochaufgestülpten „Kanonen" einherschreitend, mit „Ziegenhainern" (damals beliebten Stöcken) und Pfeifen ausgerüstet, umsprungen von bellenden Hunden und eine wahre Musterkarte von Farben an Pfeifenquasten, Uhrbändern und Mützen tragend. Das waren Mitglieder der sogenannten Landsmannschaften oder Corps, damals durch die überwiegend starke Burschenschaft sehr heruntergedrückt aber keineswegs ganz verdrängt. Dem sporenklirrenden Schritt dieser Schaar wichen demüthig die bescheidenen Gestalten

aus, deren bürgerliches Ansehn nur durch die Mappen das Gepräge von Studenten erhielt; es waren fleißige Studenten, die sich keiner Verbindung zugesellten, obwohl sie sich unter die mächtigen Fittiche der Burschenschaft schaarten, sogenannte „Obscuranten," auch wohl „Kameele" genannt, die etwa noch eine späte, wenig besuchte Vorlesung hören wollten. Dort aber nahte mit ganz andrem Selbstvertrauen eine Reihe von Jünglingen in meist dunkler Kleidung, deren mittelalterliches Barett, deutscher Rock und schwarz-roth-goldne Abzeichen die Anhänger der Burschenschaft bezeichneten; sie zeigten bei aller burschikosen Keckheit doch eine gewisse Gesetztheit, ja trugen einen fast unjugendlichen Ernst zur Schau. Jetzt begegneten sich die beiden Reihen. Die geschloßne Kolonne der Landsmannschafter schien nicht gesonnen, Platz zu machen, doch die drohenden Blicke der Burschenschafter bewogen sie, die Hälfte der Straße frei zu lassen. Bei der großen Feindschaft zwischen beiden Parteien hatte früher die Burschenschaft durch unzählige Duelle („Paukereien") um ihre Existenz kämpfen müssen, dann aber, zur gewaltigen Majorität angewachsen, die Landsmannschaften zur Anerkennung eines Ehrengerichtes aufgefordert und, als dies verweigert wurde, den „Verruf" d. h. die gänzliche Aufhebung alles studentischen Verkehrs ausgesprochen. Die Landsmannschaften würden, falls sie

die Stärkeren gewesen wären, sich schwerlich besonnen haben, gegen solche, welche commentmäßige Satisfaction verweigerten, den Stock oder die Reitpeitsche in Anwendung zu bringen, die Burschenschaft dagegen mißbrauchte ihre Uebermacht nicht, und so kam es nie zu einem öffentlichen Skandal, obschon die Burschenschafter, eben im Gefühl ihrer Ueberlegenheit, zuversichtlich und unnachgiebig auftraten. An beiden Schaaren glitt mit unterdrücktem spöttischem Lächeln ein älterer feingekleideter Student vorüber, der auf dem Wege war, im Zimmer eines seiner wenigen Bekannten ein Spielchen zu machen oder der Einladung in einen Familienkreis zu folgen oder auch einsamere und lichtscheuere Vergnügungen aufzusuchen. So machten sich auf der Straße unter den Studenten alle Uebergänge bemerklich von dem feinen Stutzer mit modischem Hute bis zum rohen Biertrinker mit vielfach durchlöcherter Mütze, vom sittlich Ernsten bis zum völlig Verdorbenen, vom würdevollen selbstbewußten „alten Burschen" bis zum schüchternen „Fuchs" oder Neuling.

Endlich gelangten unsere Bekannten auf den Marktplatz. Hier fanden sich bereits sehr verschiedene Gruppen von Studenten vor. Diejenigen der Landsmannschafter und ihrer Anhänger umgaben auf der einen Seite des Platzes eine beliebte Obstbude, sich muntrer Scherze erfreuend: sie ließen ihre Hunde

Kunststücke machen, hänselten die Neulinge oder gefielen sich — weniger harmlos — in zweideutigen Späßen und Gesprächen. Vor dem alten Universitätsgebäude standen die zahlreicheren Haufen der Burschenschafter, unter die sich viele nicht eigentlich dazu Gehörige mischten. Scherz und Gelächter fehlten zwar auch hier nicht; es walteten jedoch ernste, selbst gelehrte Gespräche vor, und man konnte leicht bemerken, daß die Frivolität sich unter diesen Jünglingen nicht breit machen durfte.

Die ankommenden Freunde gesellten sich einem Kreise zu, der sich um einen eifrigen Redner gebildet hatte.

Dieser selbst war noch ziemlich jung, doch ließen sich in dem blassen altklugen Gesicht die Spuren der Ueberspannung, ja des Fanatismus nicht verkennen; seine Kleidung war mit burschenschaftlichen Kennzeichen überladen oder bestand fast nur aus solchen, und doch trug er zum Ueberfluß noch ein schwarz-roth-goldnes Bändchen wie eine Ordens-Decoration in eines der Knopflöcher des Rockes geschlungen. Man nannte ihn den Neuseeländer, weil es sein Lieblingsplan war, eine deutsche Kolonie in Neuseeland anzulegen, da doch im deutschen Reiche alles nur Lumperei sei. „Ich versichre euch — so endete er seine eifrige Rede — es wird von Tag zu Tag schlimmer und bald ist es zu spät für jede Aenderung. Wir Burschenschafter sind fast noch die Einzigen, denen es wirklich Ernst um das

deutsche Vaterland ist; unsre Idee steht aber so vereinsamt da wie ein einzelner Fels im Meer. Vermögen wir allein die Söldnerheere der Zwingherren zu schlagen? Können wir allein die Tyrannen von den Thronen werfen? Auf meiner Reise habe ich alle möglichen Leute besucht, die im Rufe freisinniger Ansichten stehen, aber es ist nichts mit ihnen anzufangen: ihr Amt ist ihnen lieber als des deutschen Reiches altehrwürdiger, jetzt verhöhnter Kaisersitz; Weib und Kind sind ihnen zu sehr an's Herz gewachsen, um die rechte Liebe zu Volk und Vaterland zu hegen; ihr Mangel an Thatkraft und ihre bleiche Furcht hält sie hinter'm warmen Ofen fest, ihre Gesinnung ist lau, ihr Arm ist lahm. Was bleibt aber uns zu thun übrig, den echten Söhnen des Vaterlandes? Mit bloßen Worten richten wir nichts aus, es bedarf der That. Und was sollen wir thun?"

„Nach Neuseeland gehen!" rief unterbrechend und ergänzend eine Stimme.

Unter dem Gelächter der Zuhörer beantwortete der Redner seine eigne Frage etwas albern: „Ein neues Deutschland begründen." Die Einsprache des unberufenen Wortnehmers und der ihr gewordne Beifall hatten ihn in einige Verwirrung gebracht und ihm vorerst den Faden ganz abgeschnitten. Der Störenfried war nun selbst in den Kreis eingetreten, indem die Vorstehenden bereitwillig Platz machten. Er hatte ein

gescheutes, aber etwas erschlafftes Gesicht, seine Haltung war nachläßig, seine Kleidung unordentlich, fast schmutzig. Doch gehörte er zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten der Studentenwelt; man nannte ihn den Herzog, weil er einem auf komischen Gesetzen beruhenden Bierstaate vorstand.

„Neuseeländer — sagte der Herzog, als er dem überspannten Redner gegenüber trat — ich würde weise mit dir verfahren, wenn ich das Glück hätte, dich zu meinem Staate zählen zu dürfen, nämlich ich würde dich so lange täglich diverse Humpen Bieres verschlucken lassen, bis durch das edle Getränk aus deinem Gemüth jede aufrührerische Gesinnung weggespült und dein Kopf erleuchtet wäre. Wenn du das politische Gewölk zerstreutest und dich von dem reformatorischen Schwindel los machtest, dafür aber eine solide Bierbegeisterung in dir erzeugtest, dann wärst du einmal ein Kerl — wie?"

Damit schlug er dem Angeredeten traulich auf die Schulter, aber dieser trat entrüstet auf die Seite und sagte: „Und ich, wenn ich so unglücklich wäre, dich zu meinem Staate zählen zu müssen, würde auch weise mit dir verfahren, nämlich ich ließe dich so lange keinen Tropfen Bier trinken, bis du ganz nüchtern würdest."

„Hm, in deinem Staate würde es freilich verdammt nüchtern hergehn, glaub' ich. Uebrigens liegt darin ein wesentlicher Unterschied, daß mein Staat zur

Zeit wirklich besteht und manchen braven Burschen zum Unterthan hat, daß der deinige aber noch famos problematisch ist, denn er vereinigt bis jetzt meines Wissens Regierung und Unterthanen in einer einzigen Person. Aber doch mag es verwünscht unruhig in diesem unitarischen Staate hergehn, denn du zettelst ohne Zweifel Verschwörungen gegen dich selbst an, die dir so nothwendig sind, glaub' ich, wie das Wasser dem Fisch. Wenn sich dein beherrschendes Prinzip wohl befindet, so denkt das beherrschte an Abfall und Empörung—wie?"

Der Verspottete sagte: „Du thätest besser, Herzog, deine schlechten Witze für die Bänke deiner Kneipe zu sparen, hier passen sie nicht. Ich wünsche dir einen guten Abend."

Er wollte sich abwenden, aber der Quäler ließ ihn nicht so leicht los. „Noch eins, Neuseeländer — sagte er — wie denkst du's mit dem Geist in deinem neuen Deutschland zu halten? Bierbrauereien wirst du nicht anlegen wollen, Wein wächst meines Wissens in Neuseeland nicht, da wird's denn, glaub' ich, einigermaßen kümmerlich um den Geist aussehn, du müßtest denn selbst über Erwarten viel davon mitbringen."

„Höre, Herzog — sagte der übermäßig Gereizte — wie ich merke, willst du mich beleidigen; ich werde dafür Genugthuung suchen, für jetzt aber verbitte ich mir alle fernern Anzüglichkeiten."

„Der gesuchten Genugthuung werde ich mich nicht entziehen!“ erwiderte der Herzog mit komischem Pathos.

Doch ehe die Entzweiten sich trennten, trat ein Student herzu, der bisher in der Nähe ein Gespräch unterhalten, aber zugleich diesem Zwiste seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er sprach mit dem eindringlichen Tone eines solchen, der sich seines Einflusses bewußt ist: „Fangt hier keine unnützen Händel an, ihr müßtet ja doch die Sache vom Ehrengericht beilegen lassen; denn so lange ich Mitglied desselben bin, sollen Burschen wegen solcher Lappalien nicht auf die Mensur treten; eher kreuze ich selbst meine Klinge mit den ihren.“ Dies war ein starker Trumpf, denn Heitz, der Friedensstifter, war anerkannt der beste Schläger der Universität. „Neuseeländer — fuhr er fort — du hast offenbar Unrecht, deine Grundsätze hier auf offnem Markte auszukramen, und du, Herzog, bist ein boshafter Satan, dem ich noch heute Abend auf der Kneipe ein Glas vortrinken werde.“

„Wir werden uns herablassen — erwiderte der Herzog — dem Nachtrinken nicht zu entstehen, aber, Heitz, laß es wenigstens zwei Glas sein.“

„Auch das kann geschehn — sagte Heitz — wenn du jetzt erklärst, daß du den Neuseeländer nicht hast beleidigen wollen.“

„Ei nun ja — sprach der Herzog gutmüthig —

ich bin der Beherrscher eines friedlichen Reiches, wo Flüssigkeiten genug vergossen werden, nur kein Blut. Ich erkläre daher gern, daß ich gegen den hier vor mir stehenden Pfeifer, vulgo Neuseeländer, nicht weiter habe gehen wollen, als es der Scherz erlaubt, und daß es keineswegs in meiner Absicht lag, ihn zu beleidigen."

Heitz wandte sich an Pfeifer: „Mit dieser Erklärung wirst du dich zufrieden geben, Neuseeländer."

„Nun ja," sagte Pfeifer, sprach aber die Hoffnung aus, daß der Herzog künftig sich etwas in seinem Scherze gegen solche mäßigen möge, die nicht in näherer Beziehung zu ihm ständen.

„Gern — meinte der Herzog — wofern ich dagegen bei jedem Kolonisationsplan ganz außer Berücksichtigung bleibe."

Ein männlich-schöner Student mit tiefherabhangendem Schnurrbart hatte den Verlauf der ganzen Verhandlung, auf sein Rappier gestützt, schweigend aber theilnehmend angehört; er sprach jetzt in tiefem Baßton: „So ist's recht, Leute; es wäre eine Schande, wenn ihr unter einander Händel um nichts anfinget. Es freut mich, daß ihr euch vertragen habt."

„Ei, Kamöne — rief der Herzog — wie kommst du mir vor? du bist ja sonst auf Händel so begierig, wie der Teufel auf arme Seelen."

„Freilich früher mit Landsmannschaftern!" erwi-

derte der Student, der Kamöne genannt wurde, aber eigentlich Brune hieß.

„Es ist jetzt Zeit — sagte Heitz — zur Versammlung im Burschenhause zu gehen."

Auf diese Erinnerung setzten sich nach und nach Alle in Bewegung und gingen langsam nach dem Hause, wo die Burschenschaft ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Die allgemeine deutsche Burschenschaft war eine der duftigsten und verheißungvollsten Blüthen der Freiheitskriege. Zahllose Jünglinge hatten die Hochschulen, ja selbst die Gymnasien verlassen, um im heiligen Kampfe mitzustreiten. Als sie zur Akademie zurückkehrten, schämten sie sich der nichtigen Spielereien, die man hier bisher ernstlich behandelt hatte, des abgeschmackten Götzendienstes, den man mit dem goldnen Kalb des „Comments" (d. i. des eingeführten akademischen Brauchs) trieb, der Sonderungsgelüste, welche die Mitglieder jeder Hochschule in getrennte feindliche Heerlager spalteten. In der Erinnerung an das Große und Heldenhafte, welches die zum Volk vereinten Deutschen geleistet hatten, begeisterte man sich für die Idee einer allgemeinen deutschen Studentenschaft oder Burschenschaft, und auf der ehrwürdigen Wartburg wurde die Verbindung gestiftet, bei welcher edle Männer wie Oken, Fries u. a. gleichsam Pathenstelle vertraten. Der erste Zweck der Burschenschaft war die Ausrottung des

Separatismus, der Sonderbündelei der Landsmannschaften, indem ein gemeinschaftliches Band die ganze deutsche Jugend umschlingen sollte; der zweite Zweck war die Aufhebung des alten Comments, einer Rumpelkammer mittelalterlicher und barbarischer Gebräuche und Satzungen, und die Aufstellung eines neuen vernünftigen akademischen Gesetzes. Zugleich sollte das vaterländische Bewußtsein rege erhalten und es der studirenden Jugend möglich gemacht werden, unbeirrt von allem störenden Treiben die eigentliche Absicht, etwas Tüchtiges zu lernen, erreichen und damit den erlaubten Lebensgenuß in freier Geselligkeit verbinden zu können. Politische Absichten hatte die Verbindung von vornherein gar nicht, allein es lag nahe, daß die neu erweckte und begeisterte Liebe zum Vaterland dessen freiere Gestaltung herbeiwünschte. Die Regierungen wollten oder konnten dem nicht genügen und betrachteten daher die immer mehr sich zu einem trotzigen Unmuth hinneigende Burschenschaft mit einem Mißtrauen, welches bald störende Eingriffe zur Folge hatte. Erst durch den Verdacht und durch die Anschuldigungen der Behörden wurde dieselbe eine politische Verbindung.

## 3. Die Versammlung.

Das Burschenhaus („die Burschenkneipe") war ein ansehnliches Gebäude in einer engen Straße. Unten wohnte der Wirth mit seiner Familie, im obern Stocke befanden sich die Zimmer für die gesellschaftlichen Zusammenkünfte. Hinter dem Hause lag ein geräumiger Hof mit einem Nebengebäude. In diesem führte eine schmale und gewundne Treppe in den großen Versammlungssaal der Burschenschaft.

Am heutigen Abend fanden sich so ziemlich alle wirklichen Mitglieder zusammen, etwa zweihundert an der Zahl. Am Ende des Saales stand ein kleiner Tisch, woran der Erste oder „Sprecher" seinen Platz hatte; ihn umgaben im Halbkreis die Sitze für die andern Mitglieder des Vorstandes. Ein freier Raum trennte diesen Senat von den übrigen Verbindungsmitgliedern, die je zu zwölf bis fünfzehn auf einer Doppelreihe von Bänken saßen. So viele Burschen bildeten nämlich jedesmal eine „Rotte," und jede Rotte hatte einen aus ihrer Mitte gewählten „Rottenführer," der den ersten Sitz auf der Bank einnahm. Durch diese Gliederung kam Ordnung und Uebersicht in das Ganze, während außer den allgemeinen Versammlungen die Rottenführer

besondre Versammlungen ihrer Abtheilungen veranstalteten und leiteten, überdies aber für sich zusammen einen „Ausschuß" bildeten, welcher der regierenden Behörde des Vorstandes gegenüber die sämmtlichen Mitglieder der Burschenschaft vertrat und die Vorstands-Sitzungen durch einen Abgesandten aus seiner Mitte beschickte.

Es sah gar stattlich aus, als Alle in ruhiger Ordnung Platz genommen hatten. Der Vorsitzende oder „Sprecher" erhob sich zuerst, es war der uns schon bekannte Heitz — und kündigte an, die Versammlung solle mit dem ersten Verse des Bundesliedes eröffnet werden. Alle entblößten das Haupt und sangen mit angemessnem Ernst die Strophe, welche wir diesem Buche als Motto vorgesetzt haben. Dann bedeckten sie sich wieder, und der Sprecher begann: „Liebe Brüder! Bevor wir zu den eigentlichen Gegenständen unsrer heutigen Tagesordnung übergehen, ersuche ich euch alle recht dringend, eure freisinnigen Ansichten nur mit Vorsicht zu äußern. Wir bilden keine politische Verbindung; wir wollen keine Regierung angreifen; wir haben nur akademische Zwecke im Auge; wir wollen als freie deutsche Jünglinge zusammen leben, das theure Vaterland von Herzen liebend; wir wollen fein fröhlich und frisch, aber auch fromm, d. h. wir lassen Gott, was Gottes, und der Obrigkeit, was der Obrigkeit ist. Wie wir jetzt die treuen Söhne des Vaterlandes sind und jeden Augen-

blick bereit sein würden, zu den Waffen zu greifen und gegen Landesfeinde zu kämpfen, so wollen wir uns auch darauf vorbereiten, ihm unsern Geist zu widmen, wenn es unsres Armes nicht bedarf; wir wollen uns fähig machen, ihm einst als seine treuen Diener Ersprießliches leisten zu können. Wir wollen uns gegenseitig sichern und schützen in unsern Ansichten und Grundsätzen, wir wollen reden und thun, was unsrer guten deutschen Burschenschaft zu Nutz und Frommen gereicht. Aber wir wollen keineswegs Gewalt und Aufruhr predigen, wir wollen uns nicht auf offner Straße hinstellen und vom Umsturz der Throne reden. Wo solches Beginnen vorkommt, muß der Vorstand es ernstlich tadeln, ja es geradezu verbieten und vor jeder Wiederholung dringendst warnen."

„Ich bitte um's Wort!" sagte Pfeifer aufstehend.

„Du hast das Wort."

„Mit seinem Tadel hat der Sprecher wohl mich zunächst treffen wollen wegen meiner heutigen Reden auf dem Markte?"

„Ja, Pfeifer, zunächst habe ich dich gemeint."

Pfeifer begann nun eine heftige Rede, deren Mittheilung wir uns ersparen. Er suchte darzuthun, daß die Burschenschaft nach dem Sinn der Stiftung allerdings eine politische Verbindung wäre oder wenigstens nach ihrer jetzigen Stellung eine solche werden müßte,

daß die von Heitz angegebenen Zwecke wohl den Behörden gegenüber dargelegt werden möchten, aber an und für sich durchaus nicht genügten, daß man ein bestimmtes Ziel ins Auge zu fassen und zu dessen Erreichung sich mit andern Vereinen von entschieden ausgesprochner Tendenz in Verbindung zu setzen habe. Es entspann sich hierüber eine lebhafte Debatte, denn Pfeifer fand hier und da für seine Ansichten Unterstützung; aber gegen dieselben nahmen nach und nach die beliebtesten und einflußreichsten Mitglieder das Wort und widerlegten sie so siegreich und gründlich, daß man den Gegenstand als erledigt betrachten und fallen lassen konnte.

Dann begann Heitz wieder: „Auf unsrer Tagesordnung steht zuerst die Angelegenheit des Wirthes unsres Burschenhauses. Bekanntlich hat derselbe dem Studenten und ehemaligen Burschenschafter Ballmann einen höhern Kredit bewilligt, als unsre Vereinbarung vorschreibt; er hat dies also auf seine eigne Gefahr gethan und ist bei der Auseinandersetzung darüber mit Ballmann in so lebhaften Zank gerathen, daß sich beide an einander vergriffen haben. Der Vorstand hat natürlich sogleich den Ballmann aus der Verbindung gestoßen und den Verruf über ihn ausgesprochen, was hiermit zur allgemeinen Kunde gebracht wird. Dem Wirthe aber hat der Vorstand anzeigen lassen, daß er alle Forderungen, die er an uns hat, berechnen und aufstellen möge, da-

mit wir sie alsbald decken können, wozu nöthigen Falls die Burschenkasse helfen müßte, da wir baldmöglichst ein andres Burschenhaus beziehen würden. Drei Wirthe mit geeigneten Lokalen haben sich auf die Kunde hiervon bereits mit Bewerbungen gemeldet. Unser bisheriger Wirth aber hat uns darauf ein sehr klägliches Schreiben eingesandt, sich selbst seiner großen Uebereilung reumüthig angeklagt, der Wahrheit gemäß den Ballmann als Anfänger der Thätlichkeiten angegeben, mit vielen Worten dargethan, wie er nach unsrem Abzug brotlos und nebst seiner Familie unglücklich werden müßte, und endlich erklärt, daß er sich jeder Strafe, die wir sonst etwa über ihn verhängen möchten, fügsam unterwerfen würde, wenn wir ihn nur fernerhin als Burschenwirth beibehalten wollten. Der Vorstand möchte nicht gern hierüber entscheiden, sondern lieber die Ansicht der Versammlung einholen, was in diesem etwas seltsamen Falle zu thun sein dürfte."

Spring, den wir bereits unter dem Namen des Herzogs kennen, erbat das Wort und sagte: „Nach meiner unvorgreiflichen Meinung thun wir den Kneipier in Verruf, da er gar zu üppig geworden ist. Hat es ein Kneipier jemals besser gehabt? Wir bezahlen eine hohe Miethe für diesen Saal, trinken für theures Geld sein manchmal niederträchtiges Bier, essen mit Widerstreben aber dennoch mit Ausdauer seine alten Kalbs-

braten, seine trocknen Hasen und magern Gänse; er darf dem Einzelnen nur bis zu fünf Thalern pumpen und ist vor jedem etwaigen Schaden durch die Burschenkasse gedeckt. Ist es nicht eine Schande, daß so ein Hans im Glücke hoffärtig wird und meint, er könne vom Gaul der Fortuna gar nicht abgeworfen werden? Ich meine, wenn wir sans comparaisson der Gaul sind, so schmeißen wir ihn in den Dreck und lassen ihn da liegen."

„Das ist auch meine Meinung!" sagte Brune, und Mehrere stimmten bei.

Der besonnene und billigdenkende Sprecher des Ausschusses nahm das Wort: „Aber der Wirth bereut ja seine Uebereilung; er hat seinerseits keine Burschenehre zu vertreten, und deßhalb brauchen wir ihn nicht in Verruf fallen zu lassen wie Ballmann. Daß wir ihn gründlich bestrafen, scheint mir in der Ordnung zu sein. Als wir vor vier Wochen den Pferdephilister des beabsichtigten Betrugs überführen konnten, und als wir ihm die Wahl ließen, zwanzig Thaler an die Armen zu zahlen oder in Verruf zu fallen, da war es gerade so; er bezahlte die Strafe und wir waren zufrieden. Warum sollen wir jetzt anders handeln, vorausgesetzt, daß die Strafe den Umständen angemessen, also eine viel strengere ist? So leicht finden wir kein Burschenhaus wieder, welches alle Vortheile des jetzigen besitzt, nament-

lich einen so passenden Saal zu Versammlungen. Und außerdem würden wir die unschuldige Familie mit bestrafen, wenn wir den Mann außer Nahrung setzen."

Durch Stimmenmehrheit wurde die Ansicht des letzten Redners gebilligt. Nun aber kam es darauf an, eine passende Strafe zu ermitteln, und es wurden in dieser Hinsicht verschiedene Vorschläge gemacht, die sich aber alle als ungeeignet oder unausführbar erwiesen. Da erhob sich Spring wieder: „Ich bitt' um's Wort. Wenn der Kerl nun einmal nicht verdonnert werden soll, so will ich einen andern Vorschlag machen. Nach meiner unvorgreiflichen Meinung schicken wir ihn in's Exil, in die Verbannung, etwa auf ein Jahr, damit er seine beklagenswerthe Thorheit bereue und als ein völlig Gebesserter wieder zurückkehre. Seine Frau kann mit Hilfe des Kellners so lange ganz genügend mit der Wirthschaft fertig werden. Wie?"

Dieser Vorschlag fand einen fast allgemeinen Beifall und es wurde nach einigen weiteren Verhandlungen bestimmt, daß der Wirth sich einen Ort, der wenigstens zwanzig Meilen entfernt sein müsse, auszuwählen und dort ein halbes Jahr in der Verbannung zu verleben habe. Man sandte sogleich einen Abgeordneten zum Wirth und der gute Mann, der ängstlich den Ausfall der Berathung über ihn erwartet hatte, wählte sich alsogleich Potsdam zum Ort seiner Verbannung,

weil er dort Verwandte habe. Einer der Vorsteher, dem diese Bestrafungsart ganz neu und komisch vorkam, schlug vor, daß die Klagebriefe, die der Verbannte muthmaßlich aus seinem Exile schreiben werde, dem Herzog zur trostreichen Beantwortung vorgelegt werden sollten, worauf dieser erwiderte: „Ich übernehme diese Menschen- und Christenpflicht gern, und ich werde die Briefe aus dem Pontus meinen versammelten Kron- und Würdenträgern vorlesen, höchst gefühlvolle Trostschreiben abfassen, solche meinem Schriftwart zur Reinschrift einhändigen, mit meinem großen Insiegel versehen und dem Elegiker natürlich unfrankirt zusenden."

„Spring, — sagte Heitz — ich muß dich zur Ordnung rufen, denn die Andeutungen auf deinen Bierstaat gehören, wie du weißt, nicht in die Versammlung."

„Darum keine Feindschaft nicht!" sagte Spring, sich niedersetzend.

Hiermit war das fast komische Zwischenspiel geschlossen, das die damalige Gerechtigkeitspflege der Studenten in allerdings eigenthümlicher Weise darlegt. Der Sprecher fuhr ernst fort: „Laßt uns nun einem wichtigen Gegenstande unsre volle Aufmerksamkeit schenken. Zwei Mitglieder des Vorstandes sind zum Universitätsrichter berufen worden, und dieser hat ihnen eröffnet, daß es am gerathensten scheine, unsre Verbindung gutwillig aufzulösen; entgegengesetzten Falls werde der

königliche Universitäts-Curator einschreiten und es werde bei solchem gewaltsamen Verfahren nicht ausbleiben, daß manchen von uns das Consil*) oder gar die Relegation treffen werde. Es fragt sich also: was ist unter diesen Umständen zu thun? Wir sind uns bewußt, nichts begangen zu haben oder zu begehen, was eine solche Maßregel rechtfertigte. Sollen wir nun durch wirkliche Auflösung dem drohenden Gewaltstreich zuvorkommen, oder sollen wir ihn zu pariren suchen, indem wir nur eine Auflösung zum Schein vornehmen, oder sollen wir ihm trotzen, indem wir es auf die Folgen ankommen lassen?"

Es entstand eine ziemlich lange Pause. Endlich erhob sich unser Bekannter, Theodor, und sagte: „Niemand hat vernünftiger und billiger Weise das Recht, unsre Verbindung aufzulösen; aber eben so wenig haben wir selbst das Recht sie aufzugeben, denn sie ist etwas Schönes und Gutes, und wir haben uns zu ihrer Aufrechthaltung verpflichtet. Darum bleibt uns, denk' ich, nichts Andres übrig, als nur der offenbaren Gewalt zu weichen, d. h. uns nicht aufzulösen und die Folgen zu erwarten."

„Mein Vorschlag — nahm Pfeifer das Wort — ginge vielmehr dahin, uns aufzulösen und gleich wieder

*) Consilium abeundi, der gelindere Grad der Verweisung, während Relegation der schärfere ist.

heimlich zu konstituiren. Denn wenn wir's auf die wirkliche Sprengung ankommen lassen, so könnte es ganz um die Verbindung auf dieser Universität geschehen sein; das wäre aber ein zu großer Nachtheil, als daß wir es darauf ankommen lassen dürften."

Einer der Rottenführer sagte: „Hierin hat Pfeifer vollkommen Recht; doch läßt sich eines Theils annehmen, daß die ganze Warnung vielleicht nur ein Versuch ist, uns durch Furcht zur freiwilligen Auflösung der Verbindung zu bewegen, andern Theils läßt sich kaum denken, daß die Maßregeln gleich so außerordentlich gewaltsam sein werden; wir haben also noch immer Zeit vor uns."

Brune meinte: „Wie wär' es, wenn wir uns zum Schein in ein Corps umwandelten?"

„Welchen Vortheil hätten wir davon?" fragte einer der Vorsteher.

„Als Corps oder Landsmannschaft ließe man uns in Ruh'. Wir hielten die andern Corps gehörig im Respekt oder sprengten sie vielleicht ganz. Nach dem alten Comment muß ein Corps, das sich neu aufthun will, mit den Senioren und Chargirten der bestehenden Corps pro patria pauken. Bieten wir nun den Landsmannschaften eine solche Paukerei pro patria an, so müssen sie natürlich mit uns losgehn oder sich selbst auflösen."

„Sie haben so gute Schläger wie wir!“ wandte der Vorsteher ein.

„Aber nicht so viele. Wir müssen nur die rechten Leute stellen. Fangen wir's recht an, so machen wir sie schon kaputt. Es muß freilich denen, die auf die Mensur treten wollen, nicht darauf ankommen, für einige Zeit Tag und Nacht auf dem Fechtboden zu liegen.“

Es ließ sich hier und da ein Gemurmel des Beifalls hören, und Brune, hierdurch aufgemuntert, fuhr fort: „Ich möchte dabei den Vorschlag machen, daß wir die Anfänger, welche Lust zur Sache haben, mit scharfen Rappieren einschlügen. Es setzt dann wohl manchen tüchtigen Hieb ab, aber es giebt auch in kurzer Zeit perfekte und praktische Schläger.“

„So weit sind wir noch nicht — sagte Heitz — wir wollen Duelle vermeiden und wo möglich ganz abschaffen, aber nicht herbeiführen, wenn nicht eine wirkliche Nothwehr vorhanden ist.“

„Und wie — fragte ein andrer Vorsteher, der bei seiner ungewöhnlichen Größe und mit seinem gewaltigen schwarzen Bart fast ehrwürdig aussah — und wie sollte diese neue Verbindung heißen und welche Farben sollte sie annehmen?“

Brune erwiderte: „Sie kann Germania, oder Teutonia, oder Allemannia heißen und statt

Schwarz-Roth-Gold kann sie Schwarz-Roth-Silber tragen."

Der Vorsteher sagte: „Fast drei Jahre hab' ich Schwarz-Roth-Gold getragen; so lange habe ich auch den Namen eines Burschenschafters und, wie ich denke, mit Ehren geführt, mein Herz hängt an diesem Namen und an diesen Farben, darum will ich nie Teutone oder Germane oder Allemanne heißen und mein altes gutes Band will ich eher verbrennen als das Gold in Silber erbleichen lassen. Unsre Sache ist eine gute und ehrliche Sache; ich will lieber mit dem Relegat von hier abziehn als auch nur einer Schein-Landsmannschaft angehören."

Und ein andrer Vorsteher erhob sich: „Wir sollten den alten Comment annehmen zur Verhöhnung für unsre wackre Burschensatzung? Wir sollten endlose Paukereien mit den Corps beginnen? Ich habe manchem Corpsburschen einen ausgewischt, wenn ich mich darin auch nicht mit unsrem Heitz vergleichen kann, aber ich habe die Stunde gesegnet, als ich den Schläger niederlegen konnte. Zu solchem Gebrauch nehm' ich ihn nimmer wieder in die Hand!"

Tumultuarisch riefen viele Stimmen durch einander: „Nein! nein! wir wollen Burschenschafter bleiben! wir wollen Schwarz-Roth-Gold tragen!"

Der Sprecher stellte die Ruhe wieder her und

sagte: „Es scheint, daß sich die Mehrheit gegen den eben gemachten Vorschlag entscheidet. Oder verlangst du eine Abstimmung, Brune?“

„Nein — erwiderte dieser treuherzig — was den Andern gut scheint, ist auch mir recht.“

Werner Thormann, der zu den Rottenführern gehörte, nahm das Wort: „Von den uns vorliegenden Möglichkeiten scheint nur diejenige Beifall zu finden, daß wir die Maßregeln, die man gegen uns anwenden kann, ruhig erwarten. Aber wir müssen bedenken, daß im Fall eines gewaltsamen Einschreitens die Vorstandsmitglieder am härtesten werden betroffen werden. Es fragt sich also, bevor wir diesen Weg einschlagen wollen, ob der Vorstand damit einverstanden ist. Er hat hierin die erste und gewichtigste Stimme.“

„Das ist wahr!“ riefen viele Mitglieder.

„Ich für meinen Theil — sagte der Sprecher — erkläre hiermit, daß ich bereit bin, die Folgen zu erwarten.“

Alle Mitglieder des Vorstandes erhoben sich und riefen: „Wir auch!“

„Demnächst — fuhr Werner fort — dürften die Rottenführer an die Reihe kommen. Was mich betrifft, so erkläre ich gern, daß ich für die Burschenschaft keine Gefahr scheue.“

„Wir auch nicht!“ erklärten die andern Rottenführer, sich erhebend.

„So ist also — schloß Werner — die Entscheidung schon ausgesprochen in Betreff derer, auf die es zunächst ankommt.“

„Demnach — sagte Heitz — stelle ich die Frage: Ist es der Wille der Versammlung, daß wir uns nicht gutwillig auflösen, sondern die Folgen ruhig erwarten? Wer hierfür stimmt, stehe auf.“

Die ganze Versammlung erhob sich ohne eine einzige Ausnahme.

„So ist es also einstimmig beschlossen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Aller Augen wandten sich voll Erstaunen nach derselben.

## 4. Die Störung der Versammlung.

Der Eintretende wurde augenblicklich als einer der Universitäts-Pedelle (Diener der akademischen Behörde) erkannt. Er schien sich nicht auf eine sonderlich günstige Aufnahme gefaßt gemacht zu haben, denn man las deutlich in seinen Zügen Unsicherheit und Besorgniß. Nachdem er einige Schritte vorwärts gemacht hatte, sagte er: „Meine Herren, ich bin requirirt durch den königlichen Herrn Curator und erscheine in seinem besondern Auftrage."

„Und was haben Sie uns im Namen des Herrn Curator's mitzutheilen?" fragte Heitz würdevoll.

„Der Herr Curator haben in Erfahrung gebracht, daß Sie hier eine Versammlung der Burschenschaft halten, und lassen Ihnen durch mich sagen: Sie sollten diese Versammlung aufheben und zwar so bald als möglich, oder vielmehr augenblicklich."

„Wir kennen jetzt — sagte Heitz — die Botschaft des Herrn Curators. Sie werden sich nun entfernen und im Vorderhause die Mittheilung unsers Entschlusses erwarten."

„Und ich geb' Ihnen noch — rief Spring — einen vortrefflichen Rath mit, dessen Befolgung Ihnen beson-

ders gut bekommen wird: kommen Sie ein andres Mal nicht wieder in diesen Saal, sondern bleiben Sie hübsch im Vorderhause und schicken Sie den Wirth herein."

Der Pedell entfernte sich nach einer Verbeugung. Es begann nun eine stürmische aber kurze Debatte. Man war einverstanden, daß bis jetzt die Verbindung nicht amtlich aufgelöst wäre, daß ihr Recht, Zusammenkünfte zu halten, durch kein Gesetz bestritten würde, daß man überhaupt nicht unmittelbar vom Curator, sondern nur durch die akademische Behörde des Prorektor's und Senates dergleichen Weisungen zu empfangen habe, daß also dem Curator keinerlei Recht zustehe, eine nicht ungesetzliche Versammlung auf solche Weise aufzuheben. Jetzt würde man die Rechtmäßigkeit eines derartigen Befehls nicht bestreiten, aber damals lebte das Bewußtsein wirklicher oder vermeinter akademischer Rechte noch zu sehr in den Gemüthern; gutwillig hätte man auf keines derselben verzichtet. Man ließ also dem Pedell sagen, er möchte dem Curator berichten, daß die hier versammelten Studenten nicht glaubten, in irgend einer verbotenen Handlung begriffen zu sein, daß man daher so lange zusammen zu bleiben gedenke, bis man sich berufen fühle nach Hause zu gehen.

Der Curator schien diesen Erfolg vorausgesehen zu haben. Denn kaum war obige Mittheilung dem Pedell gemacht, so trat mit sporenklirrendem Schritt

ein stattlicher Gensdarm ein, in dessen Benehmen sich keine Spur der Unsicherheit seines Vorgängers bemerken ließ. Diese Erscheinung erregte ein so außerordentliches Aufsehen, daß alle Versammelten sich erhoben und dem Eintretenden entgegenströmten.

Der Gensdarm sagte mit ruhiger aber lauter Stimme: „Da Sie, meine Herren, der Aufforderung des akademischen Pedelles den Gehorsam verweigert haben, so bin ich von Seiten der Polizei beauftragt, Sie zu einer sofortigen Entfernung von hier aufzufordern, widrigen Falls gewaltsame Maßregeln alsbald in Anwendung gebracht werden sollen."

Ein verworrenes Geschrei und ein ungeheurer Tumult antwortete auf diese nachdrückliche Aufforderung. Der Eine rief dieses, der Andere jenes, aber der leidenschaftliche Theodor trat unmittelbar vor den Gensdarmen hin und sagte: „Mach', daß du fortkommst, infamer Polizeispion, sonst schmeißen wir dich die Treppe hinunter!"

Der Gensdarm, dessen Brust verschiedene Ehrenzeichen schmückten, trat einen Schritt zurück, faßte mit der Rechten nach dem Griff seines Säbels und sagte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Wer mich anfaßt, ist ein Kind des Todes!"

Heitz drängte sich durch den tumultuarischen Haufen und sprach: „Es wird Ihnen von uns nichts

geschehen, denn Sie handeln nach Ihrem Auftrag. Gehen Sie übrigens nun fort, Sie haben Ihren Auftrag erfüllt."

„Ich werde gehn und das Uebrige wird sich finden!" Mit diesen trotzigen Worten verließ der Gensdarm den Saal.

Die vorher so ernste und ruhige Versammlung hatte nun einen höchst aufgeregten und kriegerischen Charakter angenommen. Ohne weiter ein Wort darüber zu verlieren, war man einverstanden, der Gewalt wieder Gewalt entgegen zu setzen. Der Waffenwart, d. i. der Aufseher über die Waffen der Verbindung, die eben in diesem Saale verwahrt wurden, öffnete den Schrank, worin die „Schläger" oder Hiebdegen lagen, die man früher zu Duellen, jetzt meist nur zu feierlichen Aufzügen gebrauchte, und wenigstens zwanzig Jünglinge sahen sich alsbald im Besitze guter und zuverläßiger Waffen. Brune prüfte die Spitze und Schärfe seiner blanken Klinge und sagte mit kampflustig glühenden Augen: „Nun mögen sie nur kommen!"

„Ich höre Generalmarsch blasen," rief einer.

Man horchte und vernahm deutlich die langgezogenen Hornklänge.

„Es wird Ernst — sagte ein Zweiter — die Schützen sollen uns angreifen."

„Laßt sie nur kommen — rief Brune — wir wollen sie schon empfangen! Nur müssen wir einen

ordentlichen Plan machen. Das Vorderhaus geben wir ihnen preis, denn das läßt sich nicht vertheidigen. Aber die Treppe zu diesem Saal ist gewunden und so schmal, daß höchstens nur zwei Soldaten auf einmal heraufgehen können. Es müssen sich also Einige mit umgekehrten Bänken oben an die Treppe stellen und alles, was heraufkommen will, hinunter rennen. Ich sage euch, das wird famos gehn. Neben denen, welche die Bänke führen, müssen wir uns aufstellen, die wir Schläger haben, damit wir bei der Hand sind. Wen die Andern nicht umrennen, dem spalten wir den Schädel und liegen erst einige Verwundete durch einander, so können die Andern gar nicht mehr herauf. Die Sache macht sich von selbst und es müßte mit dem Teufel zugehn, wenn auch nur ein einziger Schütze einen Fuß in diesen Saal setzte. Für alle Fälle aber können die Andern den übrigen Bänken die Beine ausbrechen, um eine Waffe in der Hand zu haben."

„Damit — sagte Heitz — können wir warten, bis der Angriff wirklich beginnt. Aber es sollten Einige, ehe das Vorderhaus besetzt ist, auf die Straße gehn, damit wir nicht ganz abgeschnitten werden. Diese warten dann ruhig ab, ob man in der That zum Angriff schreitet und rufen in diesem Falle: Burschen heraus! Wir werden uns schon so lange vertheidigen, bis Hilfe kommt."

Diese Maßregel schien sehr zweckmäßig, denn man konnte sicher darauf rechnen, auf jenes Losungswort gegen vier- bis fünfhundert — wenn auch nur unvollständig bewaffnete — Helfer zu erhalten, da selbst die feindlichen Verbindungen einem solchen Aufruf unweigerlich Folge leisteten; hatte doch erst vor kurzem die Burschenschaft auf denselben Ruf den Landsmannschaften im Kampf mit den Bewohnern eines nahen volkreichen Dorfes siegreich beigestanden. — Es wurden also einige Studenten mit dem keineswegs gefahrlosen Auftrag, nöthigen Falls den Allarmruf erschallen zu lassen, auf die Straße entsandt. Gleich darauf rückten zwei Compagnien des in der Stadt garnisonirenden Schützen-Bataillons vor das Hauptgebäude und stellten sich vor demselben auf. Der Befehlshaber sandte einen Offizier ab mit der nochmaligen Aufforderung, sich zu zerstreuen; dies wurde jedoch mit Entschiedenheit verweigert. Der Kommandirende war nun in einer nicht angenehmen Lage, denn vom Curator, welchem er ganz zur Verfügung gestellt war, hatte er den bestimmten Befehl erhalten, die Versammelten im Weigerungsfall mit Gewalt auseinander zu treiben, aber nur im allerhöchsten Nothfalle Feuer geben zu lassen. Er konnte nun wohl seine Leute ihre kurzen Seitengewehre auf die Büchsen pflanzen lassen, der Angriff auf die Treppe des Hinterhauses jedoch blieb nicht nur überhaupt schwierig und

mißlich, sondern es mußte sich auch das Herz des Offiziers gegen ein dann nothwendig werdendes Blutvergießen sträuben. Er sandte also seinen Adjutanten zu dem vielvermögenden Manne, der in seiner Wohnung wie eine Spinne in Mitten ihres weitreichenden Netzes saß, um über den Stand der Dinge zu berichten und neue Befehle einzuholen. Einstweilen verharrte die Mannschaft in stiller drohender Ruhe.

Die Studenten benahmen sich mit einer Fassung, die einer edleren Veranlassung werth gewesen wäre. Die Hausthür des Vordergebäudes war verschlossen; es hielten sich dort zwei Wächter auf, die jeden Angriff sogleich in den Saal melden konnten; so war man vor jeder Ueberraschung gesichert. Der geschmeidige Wirth hatte bald mit Hilfe seiner Dienerschaft Tische aufgerichtet und mit Bierflaschen besetzt; um diese nahmen nun die Studenten Platz, und das wundervolle Lied: „Freiheit, die ich meine u. s. w." erscholl in seinen wehmüthig freudigen Tönen so schwunghaft, daß es eine Lust war. Dann wurde gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus u. s. w." und noch manch' andres schönes Lied.

Etwa nach einer Stunde kam die Meldung, es wäre ein Pedell vor der Thüre und verlange im Namen des Proreftors und des Senates Gehör. Bei solcher Berufung auf die eigentlichen akademischen Behörden

waren Alle bereit, die angekündigte Mittheilung anzuhören. Auch war namentlich der Prorektor sehr beliebt. Der Pedell trat also herein und las von einem großen Papiere Folgendes ab:

„Nachdem der akademische Senat auf Veranlassung „des Königlichen Herrn Bevollmächtigten durch den „zeitigen Prorektor zu einer außerordentlichen Berathung „zusammen berufen worden ist, wurde er in Kenntniß gesetzt von dem widersetzlichen Beginnen einer Anzahl von „Studenten, welche ungeachtet des Befehls des Herrn „Bevollmächtigten ihre ungesetzliche Versammlung nicht „aufheben wollen und fordert hiermit die betreffenden „Individuen auf, augenblicklich zum Gehorsam zurück „zu kehren und sich ruhig in ihre Wohnungen zu verfügen, widrigen Falls in Uebereinstimmung des akademischen Senates mit dem Herrn Bevollmächtigten „zur Anwendung der äußersten Gewaltmittel wird geschritten werden, die nur als durch die Zuwiderhandelnden selbst hervorgerufen betrachtet werden können „und außerdem späterhin eine genaue Untersuchung und „eine strenge Bestrafung aller Theilnehmenden eintreten „wird. Uebrigens erklärt der Senat, daß im Falle „augenblicklichen Gehorsams ein völliges Vergessen und „eine gänzliche Ungestraftheit des Vorgefallenen stattfinden soll, mit einziger Ausnahme desjenigen Studenten, welcher sich durch beleidigende Reden und

„strafwürdige Drohungen gegen den Gensdarmen Salz-
„mann, als einen im königlichen Dienst handelnden
„Beamten, schwer vergangen hat, dergestalt, daß der
„Herr Bevollmächtigte die oben versprochene Amnestie
„gänzlich von der Ermittlung dieses Individuums ab-
„hängig macht. Sollte also der Name des betreffenden
„Individuums dem akademischen Pedelle, der mit Vor-
„trag dieses Schreibens beauftragt ist, nicht mitgetheilt
„werden, so will auch der Senat die oben in Aussicht
„gestellte Verzeihung und Straflosigkeit widerrufen, alle
„Theilnehmer der gesetzwidrigen Versammlung einer eben
„so strengen als wohlverdienten Behandlung aussetzen,
„ja aller Rechte entheben, auf die sie sonst als akade-
„mische Bürger Anspruch hätten, dergestalt, daß sie als
„gewöhnliche Aufrührer zu betrachten und zu behandeln
„sein würden. Prorektor und Senat der Universität."

Indem der Pedell das Papier zusammenfaltete, fügte er noch hinzu: „Ich habe außerdem den mündlichen Auftrag von den Herren Professoren und ganz besonders von Seiner Magnificenz, dem Herrn Prorektor, Sie inständigst und dringendst zu bitten, daß Sie doch ja um Ihret- und der ganzen Universität willen die Sache nicht weiter treiben möchten. Ich soll eine Viertelstunde auf Ihre Antwort warten, werde mich also so lange im Vorderhause aufhalten und dann wieder vorfragen." Darauf verließ er den Saal.

Die Studenten fühlten sich alle mehr oder weniger befangen. Durch die Erklärung des Senats wurde ihnen gleichsam die beste Stütze weggezogen. Es bildeten sich einzelne Gruppen, welche die Sachlage eifrigst besprachen; die Ansichten waren überall getheilt und unsicher. Da trat einer von denjenigen ein, die auf die Straße entsandt worden waren; er hatte Gelegenheit gefunden, sich mit dem Pedell in das Vorderhaus zu schleichen und stattete nun Bericht ab, wie es draußen stände. Es waren alle vier Compagnieen des Bataillons aufgeboten; die zwei vor dem Hause stehenden hatten neuerdings Befehl bekommen, nicht anzugreifen, jedoch Anfälle von der Straße her abzuwehren; die andern Compagnieen wurden in die benachbarten Straßen und Häuser vertheilt, so daß die Versammelten völlig eingeschlossen und abgeschnitten waren. Ein Eilbote war nach der nahen Stadt Elsterburg abgeritten, um einige Compagnieen Musketiere zu requiriren, die — da Elsterburg nur drei Stunden entfernt war — gegen Morgen eintreffen mußten; die Schützen hatten sämmtlich scharfe Patronen erhalten und sollten jeden verhaften, der es wagen würde, das Haus zu verlassen.

Diese Nachrichten waren sehr beunruhigend. Einem Angriff hätten die Studenten tapfern Muth entgegengesetzt, eine Belagerung war dem jugendlichen Sinn höchst unbehaglich. Die Mahnungen

des Prorektors und der Professoren verfehlten ihre Wirkung nicht.

Heitz verschaffte sich allgemeines Gehör und sagte: „Die Sache ist ernster geworden, als wir denken konnten. Der Curator benutzt die Gelegenheit, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln gegen uns aufzutreten, die akademische Behörde versagt uns jeden Schutz und Rückhalt. Gegen die bewaffnete Macht, die immer noch vermehrt werden kann, dauernden Widerstand leisten zu wollen, wäre offenbare Tollheit. Wir werden uns also entschließen müssen, gutwillig nach Hause zu gehen, aber wir werden nicht denjenigen namhaft machen, auf den es der Curator besonders abgesehen zu haben scheint."

„Wenn aber der Verlangte bereitwillig der Verbindung ein Opfer bringen wollte?" wandte Pfeifer ein.

„Wer ist's doch gewesen?" fragte mancher flüsternd seinen Nebenmann. In dem großen Tumult hatten wohl Viele die heftigen Worte gegen den Gensdarmen vernommen, aber nicht beachtet, von wem sie herrührten. Wohl nur sehr wenige mochten wissen, wer sie gesprochen hatte.

Theodor Falkenberg stand blaß und verstört etwas abseits neben seinem Freunde Werner Thormann und sagte flüsternd zu diesem: „Was soll ich thun?"

„Ich glaube — sagte Werner traurig aber entschieden — dich selbst als den Verlangten bekennen."

„Ich thät' es gern, wenn nur mein Vater nicht wäre! Er verstößt mich sicher, und ich bin für immer verloren."

Werner kämpfte einen kurzen aber schweren Kampf in seinem Innern, dann trat er plötzlich vor und sagte laut: „Laßt nur den Pedell heraufkommen, ich werde mich als denjenigen nennen, der den Gensdarmen beleidigt hat."

Die Wirkung dieser Worte war groß. Manchem fiel es wie ein Stein vom Herzen, weil ein Hinderniß sich von selbst aus dem Wege räumte; Mancher war ungewiß und zweifelhaft, weil er nicht glauben konnte, daß Thormann jene Worte gesprochen habe; ja Mancher hätte mit Entschiedenheit behauptet, es wäre ein Andrer; allein selbst diejenigen, welche wußten, daß es Falkenberg gewesen war, schwiegen und nur Brune fragte: „Werner, bist du es denn auch wirklich gewesen?"

„Ich gebe mich selbst an — erwiderte dieser stolz und fest — das muß euch und dem Gericht genügen?"

„Wir können aber nicht dulden — rief der bärtige Vorsteher — daß du dich für uns opferst!"

Werner sagte: „Von opfern kann kaum die Rede sein. Mich Einzelnen wird kein härteres Schicksal treffen, als jedem von uns zu Theil werden würde, wenn wir die Bedingung nicht erfüllen, unter welcher die Amnestie bewilligt wird."

„Ich weiß wahrhaftig nicht — —" sagte Heitz, aber er wurde durch den Eintritt des Pedell's unterbrochen, den Pfeifer rasch aus dem Vorderhause berufen hatte.

Ehe noch weitre Verhandlungen stattfinden konnten, schritt Werner auf den Pedell zu und sagte: „Ich habe den Gensdarmen beleidigt. Mein Name ist Werner Thormann. Die Versammelten werden sogleich diesen Saal verlassen."

Der Pedell blieb wie immer ruhig und schlug die Augen nieder, sah jedoch wie von unten herauf sich seinen Mann an, der ihm bis dahin nicht persönlich bekannt gewesen war. Er sagte: „So, so? Die Herren wollen sich also gutwillig entfernen? Und Herr Thormann heißen Sie?"

„Ja. Soll ich Ihnen sogleich folgen?"

Der Pedell räusperte sich und antwortete: „Nicht doch, Herr Thormann. Geben Sie mir nur Ihr Ehrenwort, daß Sie ruhig nach Ihrer Wohnung gehen und dieselbe bis auf Weiteres nicht verlassen wollen."

„Ich gebe mein Ehrenwort."

„Gut, gut. So wünsche ich den Herren allen und Ihnen, Herr Thormann, eine wohlschlafende Nacht." Damit entfernte er sich.

Die Blicke der Anwesenden hafteten mit Theilnahme auf Werner, der sich zum Weggehen anschickte: „Lebt wohl, meine Brüder!" sagte er.

Heitz trat zu ihm heran und reichte ihm stumm die Hand. Der starke Jüngling war in sich selbst unsicher und vermochte sich nicht zu fassen. Andre schüttelten ebenfalls Werner's Hand und wollten reden, aber er riß sich los und verließ den Saal. Das Vorderhaus war geöffnet; er schritt rasch auf die Straße, bei den Soldaten vorbei und durch die hinter denselben angesammelte dunkle Menge. Aber Moritz Schramm holte ihn ein und sagte zu ihm: „Um Gottes Willen, Thormann, was ist das für eine Geschichte? So eben flüsterte mir Brune zu, er glaube gar nicht, daß du gesprochen hättest, sondern ein Andrer. Ich war zu entfernt, um Bestimmtes wissen zu können. Wie steht es damit?"

„Morgen will ich dir weiter Rede stehen, wenn ich kann!" rief Werner und entriß sich dem Freunde, um sich nach seiner Wohnung zu begeben.

---

### 5. Das Gefängniß.

Werner konnte auf seinem Lager keine Ruhe finden: die Ereignisse der letzten Stunden beschäftigten zu lebhaft die Erinnerung, die Gedanken über das, was nun kommen konnte, regten die Einbildungskraft zu sehr auf. Mitunter wollte sich ein gewissermaßen trotziges Tugendbewußtsein geltend machen und alle Bedenklichkeiten niederschlagen mit der Einrede, recht gehandelt zu haben. „Nun wird — so lautete sein Selbstgespräch — Theodor auch von mir zugestehen müssen, daß ich bereitwillig und freudig Opfer zu bringen im Stande bin!“ Die Opferfreudigkeit wollte sich jedoch nicht siegreich behaupten gegen die vor der Phantasie aufsteigenden Gestalten der Mutter und der Schwester, und im Hinblick auf diese geliebten Wesen durchzuckte ein tiefes Weh das Herz des Jünglings. Da suchte er sich mit dem Gedanken zu trösten, die Folgen seines Schrittes würden nicht eben bedeutend und schwer sein. „Hätte man die Sache — dachte er — für sehr erheblich angesehen, so hätte man mich gewiß nicht los und ledig nach Hause gehen lassen, sondern sogleich verhaftet.“ Aber bald widerlegte er diese Schlußfolgerung: nur weil

man bei der sofortigen Verhaftung den Ausbruch eines Tumultes im Versammlungssaale oder auf der Straße befürchtete, nahm man sie nicht vor; man mußte vor allem wünschen, daß die aufgeregten Mitglieder der aufgelösten Versammlung ruhig nach Hause gingen, und daß die verschiedenartigen Elemente der auf der Straße versammelten Schaaren sich zerstreuten. Kurz, im Geiste Werner's wogte es hin und her wie ein stürmischer See. Endlich verfiel er doch in einen Schlaf, der um so fester war, je später er sich eingefunden hatte.

Angstvolle Stimmen rissen den Jüngling gewaltsam aus den Armen des Schlummers, aber nicht sogleich kam ihm der wiederholte Ruf zum bewußten Verständniß: „Um Gottes willen, Herr Thormann, sie wollen Sie holen!" Werner sah nun, daß die Hausleute, bei denen er wohnte, in unordentlicher und unvollständiger Bekleidung vor seinem Bette standen und in angstvoller Verzweiflung die Hände rangen.

„Wer will mich holen?" fragte Werner endlich, sich halb im Bett aufrichtend.

Bevor die Hausleute antworteten, trat durch die offenstehende Thüre derselbe Pedell, der am vorhergehenden Abend in die Versammlung gekommen war. Er sagte mit demselben gesenkten Blick und mit derselben ruhigen Stimme: „Herr Thormann, es thut mir leid, aber ich muß Sie im Auftrag von Proréktor und Se-

nat verhaften und daher auffordern, mir möglichst bald d. h. augenblicklich zu folgen."

„Ich werde mich doch erst ankleiden müssen — entgegnete Werner — und bitte daher, mich in meiner Stube allein zu lassen."

Der Pedell und die jammernden Hausleute verließen das Zimmer und Werner kleidete sich freilich nicht in behaglicher Stimmung rasch an. Als er fertig war, öffnete er die Thür und erklärte sich bereit zum Aufbruch. Auf dem Vorplatz standen die Wirthsleute, vermehrt um einige verstörte Dienstboten und halbbekleidete Kinder; aus verschiedenen Zimmern traten Studenten in Schlafröcken und riefen: „Adieu Thormann!" Der Pedell nahm die Laterne auf, die er auf den Boden gesetzt hatte und leuchtete dem fest und sicher nachtretenden Werner vor; denn gegenüber der Angst in den Gebärden der Hausleute und dem Mitleid in den Gesichtern der Studenten hatte er Stärke und Muth wiedergefunden. Aber beides drohte ihn zu verlassen, als er auf die dunkle Straße trat, die von der Laterne des voranschreitenden Pedells nur unsichre Streiflichter erhielt, und als sich hinter ihm zwei waffenklirrende Gestalten anschlossen, welche vor der Hausthüre gewartet hatten. Die Unheimlichkeit des Eindrucks wurde vermehrt durch einige starke Militair-Patrouillen, welche die Straßen durchstreiften; der einförmige Taktschritt und

das barsche Anrufen dieser Mannschaften brachten eine beängstigende Wirkung hervor.

Als eben ein Lichtschein auf Werner fiel, beugte sich der eine der begleitenden Gensdarmen etwas vor, um dem Gefangenen in's Gesicht zu sehen, aber er fuhr erschreckt zurück, eilte dann einige Schritte zum Pedell vor und flüsterte diesem zu: „Zum Donnerwetter, Greif, wir haben den Verkehrten gepackt."

„Wie so den Verkehrten?" fragte Greif gleichmüthig.

„Dies ist gar nicht der, welcher mich schimpfte und mir drohte, dies ist ein ganz Andrer."

„Beruhigen Sie sich, Salzmann, ich kann Ihnen auf meinen Amtseid betheuern: dies ist derselbe, der sich gestern Abend mir als Thäter angegeben hat. Glauben Sie mir: wenn ich einen Studenten einmal in's Auge gefaßt habe, so verwechsle ich ihn nie mit einem andern. Und der Name, Werner Thormann, trifft auch zu."

„Den Namen kenne ich nicht, aber das weiß ich, daß mich dieser nicht einen „infamen Polizeispion" genannt und nicht hat die Treppe hinunter werfen wollen. Wen ich einmal gesehen habe, den kenne ich auch für mein Leben lang wieder, darauf können Sie sich verlassen."

Der Pedell schwieg einige Augenblicke; dann fragte er: „Was wollen Sie nun thun, Salzmann?"

„Ich werde die Erklärung abgeben, daß dies der Thäter durchaus und in keiner Weise ist.“

„Thun Sie das lieber nicht. Es war uns ungeheuer viel daran gelegen, daß sich Einer zu der That bekannte, damit der Herr Curator zufrieden gestellt würde; denn sonst wären wir im Senat in gewaltige Verlegenheit gekommen, wie wir ein paar hundert Studenten hätten auf einmal einspunnen, in Untersuchung nehmen und am Ende fortschicken müssen. Dieser Thormann hat sich nun gutwillig genannt in Gegenwart der Andern. Ist er's nicht gewesen: was geht's uns an? Sie mögen das wohl so unter sich abgekartet haben und wer weiß, was sie dem, der sich zum Sündenbock hergegeben hat, wieder für eine Güte anthun. Kommen Sie, Salzmann, nun heraus mit Ihrer Erklärung, es wäre der Rechte nicht, dann geräth die Karre wieder tief in den Dreck, dann beruhigt sich der Herr Curator nicht, es giebt eine heillose Untersuchung, und es muß am Ende doch noch eine ganze Menge Studenten geschickt werden, was wir sehr ungern thun.“

„Aber wenn ich vor Gericht Zeugniß ablegen soll, so kann ich doch nicht gegen meine leiblichen Augen und gegen meine Ueberzeugung reden?“

„Sie werden darüber gar nicht vorgerufen werden. Ja, wenn der Student leugnete, dann wär's was Anders, dann müßten Sie vortreten und Zeugniß ablegen;

aber da er einfach sagt: „ich bin's gewesen!" so wird kein Mensch Sie mit dem Angeklagten konfrontiren. Bringen Sie um Gottes willen nicht die Sache in eine neue Verwirrung."

Der Gensdarme ging, wenn auch nicht beruhigt, zu seinem Gefährten zurück. Während des leise geführten Gespräches hatte man den Weg fortgesetzt in einer Richtung, die zu Werner's Befremden nicht nach dem Karzer oder Universitäts-Gefängniß führte; man umging vielmehr den Markt, wo dieses lag, und bog in eine ganz andre Straße ein. Da ertönte der taktmäßige Soldatenschritt in vielfach stärkerem Grade als früher, die Begleiter des Gefangenen stellten sich mit diesem an die Seite und einige Compagnieen Musketiere zogen vorbei. Die Bajonette leuchteten durch die Nacht, die Männer selbst in ihren grauen Mänteln waren kaum sichtbar.

„Das sind die Elsterburger!" sagte Salzmann.

Einige Soldaten wandten sich nach der kleinen Gruppe, die einigermaßen von der Laterne erleuchtet war und der eine sagte wohl zum andern: „Da haben sie schon einen geholt."

Immer weiter wurde darauf Werner geführt, bis er gar nicht mehr wußte, wo er war. Da blieb man vor einem großen, düstern Gebäude in einer engen Straße stehen, und der Pedell zog an einem Klingelzuge, der

an dem verschloßnen Thorweg hing; die Schildwache war kaum zu erkennen, welche unbeweglich in ihrem Schilderhause neben dem Thore stand.

„Wo sind wir?“ fragte Werner die Gensdarmen.

„Wir sind — antwortete Salzmann — vor dem königlichen Inquisitoriat.“

Ein jäher Schreck durchzuckte Werner's Brust, als er dies hörte, denn darauf war er am wenigsten gefaßt, als Verbrecher behandelt zu werden. Bevor er aber hierüber weiter nachsinnen konnte, rasselte ein Schlüssel von innen im Schloß und eine kleinere Pforte, die im großen Thorweg angebracht war, that sich auf. Ein fast riesighoher Mann mit einer Laterne wurde sichtbar, der die Eingetretenen, nachdem er die Pforte wieder verschloßen hatte, mit stummer Geberde auf eine Thür rechts wies; in diese trat der Pedell mit Werner ein, während die Gensdarmen nebst dem Pförtner auf dem Flurraum zurückblieben.

Werner sah sich in einer unbehaglichen Stube, wo ein Mann an einem kleinen Tische saß und bei dem trüben Licht einer Talgkerze schrieb. Das Einzige, worauf der Blick mit einer gewissen Befriedigung haften konnte, war eine dampfende Tasse Kaffee's und das dazu gehörige Geschirr, was der Schreibende vor sich stehn hatte. Dieser blickte kaum auf, brachte erst, wie es schien eine Arbeit zu Ende und nahm dann eine

Schrift vom Pedell in Empfang, die dieser mit den Worten überreichte: „Herr Inspektor, hier ist Herr Thormann, der nach diesem Schreiben des Senates dem Herrn Bevollmächtigten und von diesem hiermit dem königlichen Inquisitoriat übergeben wird." Der Gefangenhaus-Inspektor las das Schreiben und trug etwas in sein Buch ein, worauf er mit einer Handbewegung den Pedell verabschiedete, der sich mit stummer Verbeugung entfernte. Werner sah wohl ein, daß der schweigsame Mann mit den giftig scharfen Blicken ihn nicht zum Sitzen auffordern konnte, weil wirklich kein Stuhl für ihn vorhanden war; allein er dachte freilich naiv genug, der Inspektor könnte ihm wohl eine Tasse Kaffee anbieten. Zwar großes Verlangen hatte er nach diesem Getränk nicht, wohl aber nach irgend einem Zeichen freundlicher Begegnung. Seine Begleiter hatten ihm ja weder ein „Lebe wohl" gesagt, noch die Bewohner dieses Hauses ihm einen „Guten Morgen!" geboten. Während der Inspektor von Zeit zu Zeit seinen Kaffee schlürfte, ließ er sich von dem Gefangenen Namen, Geburtsort, Alter u. dgl. angeben, trug alles nebst einer genauen Personalbeschreibung Thormanns ein, befahl ihm Uhr und Börse abzulegen und schellte dann, worauf derselbe große Mann, der die Pforte geöffnet hatte, mit einem ungeheuren Schlüsselbunde hereintrat. Wenn man den Menschen ansah mit dem mächtigen Kno-

chenbau, dem dicken Kopfe, den struppigen Haaren, den glotzenden Augen, dem weit in die Backen reichenden Mund, so konnte man die Brutalität in Person vor sich zu sehen glauben, ebenso wie der kleine magre Inspektor mit der spitzen Nase, den stechenden Augen, den schmalen Lippen, dem sparsamen dünnen Haar recht wohl die Mißgunst vorstellen konnte. Man begriff immer mehr, daß in den Räumen des Hauses, wo diese Gestalten befahlen und herrschten kein „Willkommen!" und kein „Guter Morgen!" üblich oder angebracht war.

Der Inspektor sagte: „Nummer drei bis auf Weiteres."

Der Gefangenwärter winkte Werner blos mit einer leichten Kopfbewegung nach der Thür hin, führte ihn über den Flur, eine breite Treppe hinauf, über einen Gang bei verschiedenen Zellen vorbei und schloß an dessen Ende ein kleines Zimmer auf, welches unerwartet freundlich aussah. Nachdem die Thür hinter dem Gefangenen zugeschlossen worden war und dieser sich ein wenig bei dem immer wachsenden Morgenlicht umgesehen hatte, öffnete er das einzige Fenster des Zimmers, um sich hinaus zu lehnen und umzublicken. „Zurück! Fenster zu! erscholl sogleich eine barsche Stimme, und deutlich hörte man, wie ein Feuergewehr angeschlagen und der Hahn gespannt wurde. Die Drohung kam von einem Wachtposten, der mit geladnem Gewehr in dem

Hofraum, auf den das Fenster sich öffnete, umherschritt. Werner war verständig genug, dem Befehle Folge zu leisten und begnügte sich, durch die Scheiben seine Beobachtungen anzustellen. Der Hof war von drei Seiten durch das Gebäude, von der vierten durch einen Garten abgeschlossen; im gegenüberliegenden Flügel zeigte sich im Hauptstock eine lange Reihe stark vergitterter Fensterchen, im Unterstock mochten eben so viele Fenster sein, aber sie waren durch schräge Bretterverschläge, die nur von oben Licht hineinfallen ließen, verdeckt. Die drohenden Blicke des Soldaten im Hofe, der jedesmal, wenn er bei seinem Umherwandeln Werner's Fenster sehen konnte, große Lust zu haben schien, eine Kugel hinein zu senden, waren Werner so widerwärtig, daß er dasselbe ganz verließ und sich entmuthigt und verdrossen auf einen Stuhl warf.

Nach einiger Zeit kam der Gefangenwärter wieder herein und fragte mit widerlicher Stimme: „Wie soll's sein? wollen Sie Gefangenkost, oder wollen Sie aus Ihrem Logirhaus beköstigt sein?"

„Aus meinem Logis."

„Dann werde ich hinschicken. Aber hören Sie: von wegen des Hinschickens und weil ich die Sachen, die man Ihnen bringt, Ihnen hereintragen und wieder wegräumen muß, kommt mir eine Entschädigung zu, wissen Sie?"

„Ich habe kein Geld; was ich bei mir trug, habe ich unten ablegen müssen.“

„Das thut so weit nichts. Wenn Sie einmal wieder frei kommen, giebt man es Ihnen wieder und dann müssen Sie mich bezahlen, hören Sie?“

„Ich will es thun, schicken Sie nur gleich hin.“

Nach einer Stunde trug denn auch der unbeholfene Ganymed das Frühstück auf, welches die Hausleute Werner's gesandt hatten. Gegen neun Uhr Vormittags wurde er zum Verhör beschieden. Ein kurzer aufgedunsener Mann, welchen der an einem Schreibtisch sitzende Protokollführer „Herr Kriminal-Direktor“ nannte und an welchem Alles erzwungen und erkünstelt schien: das würdige Ansehn, das er sich zu geben suchte, die herablassende Milde, mit der er Werner einen Stuhl bot, die majestätische Größe, zu der er sich gern hinaufgeschraubt hätte, wobei es aber freilich bei einem Hinaufziehen der Schultern sein Bewenden hatte — das war der Verhörrichter. Er ließ zuerst seinen Aktuar ein Protokoll vorlesen, worin die Aussage des Gensdarmen Salzmann über die ihm zugefügte Beleidigung niedergeschrieben war und er befragte dann Werner, ob derselbe etwas zu bemerken hätte.

Dieser erklärte den Inhalt des Protokolles für richtig, bekannte sich nochmals als denjenigen, der die Worte gesprochen hatte und hielt hiermit das Verhör

für beendigt. Aber darin hatte er sich sehr getäuscht. Der Kriminal-Director begann nun über die Burschenschaft, ihre Zwecke, ihre Verbindung mit andern Universitäten, ihre etwaigen engern Vereine und dergleichen mehr eine endlose Reihe von Fragen, welche Werner in Verwirrung und Verlegenheit setzten. Es war klar, daß man die gute Gelegenheit benutzen wollte, eine möglichst beschwerende Anklageakte gegen die unliebsame Verbindung zu schmieden. Werner suchte sich in seinen Antworten an Allgemeines zu halten, gab daher Bekanntes zu und schützte bei andrem seine Unkunde vor. Allein der Inquirent war zu geübt im Fragen, um nicht den jungen Mann in die Enge zu treiben und da dieser das bald merkte, so unterbrach er seine Antworten mit der Erklärung: „Ich habe gemeint, nur wegen des Vergehens am gestrigen Abend gegen den Gensdarmen Salzmann in Haft und zum Verhör gebracht zu sein, nicht aber als Mitglied einer Verbindung, die meines Wissens bis jetzt nicht gesetzlich verboten gewesen ist; ich weigere mich also bestimmt, irgend eine weitere Auskunft über dieselbe zu geben, da ich fürchten muß, daß meine Antworten diesen oder jenen Schaden bringen können." Bei dieser Erklärung beharrte er unerschütterlich, so hoch auch der Kriminal-Direktor die Schultern zog, so sehr er auch die Stirne runzelte und Blitze aus den Augen schleuderte. Das

Verhör wurde also für heute geschlossen, und auf das Läuten der Glocke erschien der Wärter, um den Gefangenen wieder abzuführen.

Werner verließ das Verhörzimmer mit einem gewissen trotzigen Bewußtsein, seine Würde gehörig gewahrt und seine Pflicht erfüllt zu haben, aber diese gehobene Stimmung sollte alsbald einen harten Angriff erleiden. Als er wieder rechts nach seiner vorigen Klause einbiegen wollte, blieb der Gefangenwärter stehen, rasselte mit den Schlüsseln, um sich Aufmerksamkeit und Gehör zu verschaffen, winkte mit dem Kopf nach links und sagte: „Jetzt geht's da hinaus; das da — mit einem Wurf des Kopfes nach rechts — ist nur ein provisorisches Lokal, bis das da — mit einer Kopfschwenkung nach links — fertig gemacht ist. Kommen Sie hierher, hören Sie?" Und darauf schritt er links vor eine mächtige Thüre von eichenen Bohlen, die durch einen Querbalken geschlossen war, öffnete das Vorlegeschloß des Balkens und darauf die Thür selbst und führte Werner durch einen halbdunkeln Gang, in welchen viele ähnliche, doch kleinere Thüren mündeten, die ebenso durch Querbalken verschlossen waren. Werner begriff wohl, daß dies die Reihe von Gefängnissen sei, deren vergitterte Fensterchen er früher wahrgenommen hatte, er war aber überzeugt, daß am Ende des Ganges eine Treppe in den höchsten Stock

führen würde, in welchem er unvergitterte Fenster gesehn zu haben glaubte und empfand im Vorbeigehen ein aufrichtiges Mitleid mit den armen Gefangenen, die muthmaßlich hinter diesen unheimlichen Thüren saßen, denn ob wirklich solche da waren, konnte man bei dem tiefen Schweigen im ganzen Raume nicht bemerken. Bei der letzten Thür des Ganges blieb der Gefangenwärter stehen und schloß sie gemächlich auf mit den Worten: „Nummer vierzehn!" Werner war betäubt, es war ihm zu Muthe, als müsse er sich auf den Wärter stürzen, ihn niederwerfen und die Freiheit suchen, aber ein dumpfes Bewußtseiu von der Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens hielt ihn zurück, er schritt in den Raum und die Thür schloß sich hinter ihm.

Sobald er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, drängte sich seiner Wahrnehmung die ganze Trostlosigkeit dieses Gefängnisses auf. Der Raum war etwa sieben Schritt lang und drei Schritt breit; seine Wände, Decke und Boden waren aus eichenen Balken zusammengefügt; in unerreichbarer Höhe ließ das vergitterte Fensterchen ein zweifelhaftes Licht hereinfallen; eine hölzerne Pritsche in der einen Ecke und ein von außen heizbarer Ofen, sonst nichts war in dieser beengenden Leere zu erblicken. Werner sank auf die Pritsche hin und fühlte sich unendlich unglücklich.

Um ein Uhr Mittags schloß der Wärter auf, trug einen kleinen Tisch und einen alten Stuhl herein und setzte dann das Mittagsessen auf, das ihm ein begleitender Knecht von außen zureichte. Er brummte dabei mehr für sich, als daß es für Werner bestimmt schien: „Mittagsessen — Tisch und Stuhl — sollen stehen bleiben — große Vergünstigung, hören Sie?"

Werner sprang von seinem Lager auf und fragte: „Kann ich mir mein Bett hierher schaffen lassen?"

„Ja, das können Sie, heißt das: Ihr Bett, aber keine Bettstelle nicht, das ist nicht erlaubt, wissen Sie?"

„Und wo soll das Bett bleiben?"

„Nu, wo anders als auf der Pritsche?"

„Kann ich mir auch Papier, Federn, Dinte und Bücher aus meiner Wohnung hierher schaffen lassen?"

„Das kann ich nicht sagen, 's ist immer möglich, 's muß besonders drum gefragt werden. Aber sehen Sie: es kann Ihnen nicht viel helfen; denn warum? sehen Sie: Sie können hier nicht viel sehen, das Fenster giebt zu wenig Licht."

„Ich kann mir doch meine Lampe herschaffen lassen?"

„Ne, das können Sie nicht, denn wissen Sie: Lampen's werden in den Gefängnissen nicht angesteckt."

„Darf ich hier Tabak rauchen?"

„Ne, rauchen dürfen Sie nicht." Damit ging er fort.

Werner versuchte zu essen, aber es wollte ihm nicht schmecken. Man brachte sein Bett und breitete es auf der Pritsche aus; er legte sich darauf und brütete in dumpfem Sinnen hin, kaum bemerkend, wie der wenige Tagesschein sich verlor und eine völlige Dunkelheit eintrat. Dagegen wurde er aufmerksam auf ein reges Leben, das rings um ihn nach dem Einbruch des Abends begann. Er hörte sprechen, er hörte lachen, er hörte auch wohl eine Kette klirren — es war, als sei eine schlafende Welt plötzlich erwacht. Die hölzernen Wände der Gefängnisse pflanzten jedes Geräusch vernehmlich durch den ganzen Raum fort. Und nicht lang dauerte es, da wurde an die rechte Seitenwand von Werner's Gefängniß gepocht.

„Wer pocht da?" rief Werner.

Eine obwohl feine, doch ganz deutliche Stimme antwortete: „Kommen Sie näher an die Wand heran, dann können wir besser mit einander sprechen."

Die Neuheit der Sache reizte Werner's Interesse, er näherte sich der Wand und fragte: „Wer sind Sie?"

„Ihr Nachbar. Sie sind wohl ein vornehmer Herr?"

„Warum meinen Sie das?"

„Weil in Ihrem Gefängniß, ehe Sie hinein kamen, viel mehr gewaschen und reine gemacht wurde, als wenn so etwas Gewöhnigliches hinein kommt. Die Kindsmörderin, die bis dahin drin saß, mußte, mir

nichts dir nichts, heraus und ist unten in Nummer dreizehn neben den Juden gebracht worden und der Inspektor war selbst in Nummer vierzehn und paßte auf, daß alles ordentlich gemacht wurde. Was sind Sie denn eigentlich?"

„Ein Student."

„So, so — ein Studente? Die Studenten haben doch sonst ihre besondern Gefängnisse: warum hat man Sie denn hier herein gebracht? Sie haben doch nicht was genommen? oder einen todt geschlagen?"

„Nein, ich bin widersetzlich gegen einen Gensdarmen gewesen."

„So, weiter nichts? Ich dachte nicht, daß man wegen so einer Lumperei einen Studenten hier herein brächte."

„Das mag jetzt so neue Mode sein."

„Na, dann werden Sie bald wieder loskommen. Sie müssen nur alles frisch weg leugnen."

„Ich habe schon alles eingestanden."

„Na, das müssen Sie am besten wissen, wie Sie am schnellsten wieder loskommen."

„Sagen Sie mir doch: wie kommt's, daß es vorher so still im Gefängniß war und daß es jetzt auf einmal so laut ist?"

„Das kommt daher, weil Niemand mehr in die Gefängnisse kommt bis um zehn Uhr, wo der Inspektor

und der Gefangenwärter die Runde machen und alle Gefängnisse besehen, ob auch Niemand will ausbrechen thun; sie werden schon auch zu Ihnen kommen. Das Sprechen, das ist doch eigentlich dem Gefangnen streng verboten und ich hab' auch schon einmal Hiebe gekriegt deswegen. Am Tag' ist's nun zu gefährlich, da kommt's leicht heraus und der Racker, der Gefangenwärter, schließt manchmal, wenn er einen zum Verhör holen will, die große Thür ganz leise auf und dann hört er gleich, wo gesprochen wird. Aber am Abend, da hat er hier nichts mehr zu thun bis zehn Uhr, da kann man sprechen und sprechen thut der Mensch doch gern."

„Sie sind wohl schon lange hier, weil Sie alles so genau kennen?"

„Es lernt sich bald, aber ich bin doch schon an die dreiviertel Jahr hier."

„Wie ist das möglich? Hier sitzen doch nur Untersuchungs-Gefangene?"

„Ja, sehen Sie, es geht manchmal wunderlich in der Welt her und die Unschuld muß viel leiden. Da wurde vor ungefähr einem Jahr ein Handwerksbursch todt gefunden, ungefähr zwei Stunden von hier: haben Sie nicht davon gehört?"

„Ich erinnere mich. Die Sache machte viel Aufsehen, weil auch nicht die geringste Spur vom Thäter sich finden ließ."

„Ja, sehen Sie, wer das Unglück haben soll. Da sagt der Wirth in Niemlitz aus, daß zwei Handwerksburschen am Tage, wo der Vorfall passirt ist, bei ihm eingekehrt wären: einer davon sei der Todte gewesen und der Andre habe eine Narbe am Finger gehabt. Und weil ich nun auch eine Narbe am Finger habe — ich habe sie schon als Kind gekriegt — so wurde ich, denken Sie sich, zu Köln am Rhein aufgegriffen. Ich bin nämlich auch ein Handwerksbursch und meines Zeichens ein Kattundrucker und ich wollte grade auf einem Schiff nach Holland wandern. Und weil ich nun auch eine Narbe am Finger habe, so soll ich mit aller Gewalt derselbige Handwerksbursch sein, der den andern — geschlagen hat."

„Also Sie sind es nicht?"

„Ei behüte! Ich hab' ihnen auch so viel anzugeben gewußt, um meine Unschuld zu beweisen, daß sie nach halb Deutschland hin haben schreiben müssen und Protokolle lassen aufnehmen. Drum hat's so lang gedauert und ich bin noch lang nicht fertig. Aber was hat das zu bedeuten? Die Thür wird aufgemacht — gewiß bringt man Ihnen Abendessen."

Die letzten Worte wurden flüsternd gesprochen, und dann herrschte hier wie im ganzen Gefängniß Schweigen. Der Handwerksbursche hatte Recht gehabt: man brachte für Theodor ein Butterbrod mit kaltem

Fleisch als Abendessen. Nachdem er dieses verzehrt, hatte er keine Lust mehr, auf das Pochen seines Nachbars einzugehn und die Unterhaltung fortzusetzen; er überließ sich lieber, auf dem Bette liegend, seinen Gedanken. Um zehn Uhr kamen der Inspektor und Gefangenwärter, doch leuchteten sie nur flüchtig nach seinem Lager hin und verließen ihn dann wieder. Schlafen konnte er fast gar nicht, denn bald hinderte ihn hier hausendes Ungeziefer, bald stieß er unversehens an die eiserne Krampe, die zur Einfügung einer Kette in die Wand geschlagen war und das erweckte die unerträglichsten Gedanken, bald sprach sein Nachbar im Schlaf unzusammenhängende aber laute Worte, bald hörte er auf dem Steinpflaster des Hofes die einförmigen Schritte der Schildwache.

---

## 6. Ein andres Gefängniß.

Am andern Morgen bald nach dem Frühstück wurde Werner abermals zum Verhör gerufen. Der Kriminal-Direktor stellte die abgeschmacktesten und ungereimtesten Behauptungen über die Burschenschaft auf, veranlaßte dadurch den Widerspruch Werner's und suchte denselben so, nachdem er ihn einmal zum Sprechen gebracht hatte, in weitere Auseinandersetzungen und Antworten zu verwickeln. Aber Werner merkte die Absicht bald und zog sich hinter seine gestrige Erklärung wie hinter ein sichres Festungswerk zurück. Das Verhör mußte also abermals zum großen Verdruß des Inquirenten ohne irgend einen Erfolg geschlossen werden.

Als gegen Mittag die Gefängnißthür geöffnet wurde, glaubte Werner, man wolle ihm das Essen bringen, aber wie erstaunte er, wie rasch sprang er auf, als er die Eintretenden erkannte! Der Prorektor der Universität wurde vom Kriminal-Direktor hereinkomplimentirt, vor der Thüre blieben der Gefangenhaus-Inspektor und der Gefangenwärter stehen; auf einen Wink des Direktors schlossen sie dieselbe und harrten draußen.

Der Prorektor war eine der Hauptzierden der Hochschule, sein Ruhm, als eines der ersten Kenner der

semitischen Sprachen, war weit über Deutschland hinausgedrungen. Werner, der eben diese Sprachen eifrigst studirte kannte er nicht nur persönlich, sondern schätzte ihn auch sehr. Er ging rasch auf den Jüngling zu, reichte ihm die Hand und sagte mit herzlichem Tone: „Wie geht es, lieber Herr Thormann? Ich hatte keine Ruhe, bis ich mich persönlich von Ihrer Lage und von Ihrem Befinden überzeugen konnte, indem ich es natürlich von Herzen beklage, daß ich Sie an diesem Orte aufsuchen muß.“

„Ew. Magnificenz — sagte Werner — Ihre Güte rührt mich tief und würde mich beschämen, wenn ich ein Vergehen mir vorzuwerfen hätte, das mit meiner augenblicklichen Lage im Einklang stände. Wäre ich ein Verbrecher, so würde mich Ihr Erscheinen an diesem Orte zu Boden drücken, jetzt erhebt und tröstet es mich.“

Der Prorektor drückte die Hand Werner's, die er noch immer festhielt und sagte: „Von meiner innigen Theilnahme seien Sie überzeugt, ich setze diese Ueberzeugung aber voraus und verliere weiter keine Worte darüber.“

Dann ließ er Werner's Hand los und wandte sich plötzlich um; das bisher so freundliche Gesicht wurde ernst und streng, die sonst so milden Augen blickten scharf auf den Kriminal-Direktor, der vor diesen Blicken immer kleiner und kleiner wurde. Mit schneidendem Tone sagte er: „Sie behaupten, kein

besseres Lokal als dieses zu haben, Herr Kriminal-Direktor?"

„In der That nicht, Ew. Magnificenz!" stotterte der Direktor. „Es sind noch einige kleine Zimmer vorhanden — für provisorische Zustände — für Zeugen, die augenblicklich isolirt werden sollen und für ähnliche Zwecke. — Ew. Magnificenz werden sich leicht überzeugen, daß sie nicht zu dauernder Detention können benutzt werden, zumal da aus Mangel an Sicherungsmaßregeln jede Garantie fehlen würde — —"

„Genug, genug. Die akademische Behörde hat den Herrn Thormann der polizeilichen Untersuchung übergeben, berücksichtigen Sie wohl: der polizeilichen Untersuchung, aber nicht der kriminellen. Es muß also hier ein beklagenswerthes Mißverständniß vorgekommen sein, denn die akademische Behörde hat nie beabsichtigt und kann nimmer zugeben, daß sich Herr Thormann in diesen Verhältnissen befinde. Ich verlange schlechterdings, daß Herr Thormann noch heute auf das Rathhaus in gewöhnliche anständige Polizeihaft gebracht werde und Sie werden die darauf zielenden Veranstaltungen treffen."

In wirklicher Angst sagte der Direktor: „Aber Ew. Magnificenz setzen mich in die größte Verlegenheit. Selbst der Wunsch von Ew. Magnificenz würde mir schon Befehl sein, wenn nicht der ausdrücklich ausge-

sprochene Wille des königlichen Herrn Bevollmächtigten — —"

Der Prorektor unterbrach ihn, indem sein an sich blasses Gesicht noch blasser wurde: „Sie kennen meinen Rang, Herr Kriminal-Direktor?"

„Wie sollte ich nicht, Ew. Magnificenz?"

„Nun gut, so werfe ich meinen Rang in die Waagschale, um Ihre Bedenklichkeiten zu heben. Ich verlange das, was ich sagte, als Prorektor der Universität und nehme die Verantwortlichkeit ganz auf mich. Ist heute Abend um sieben Uhr Herr Thormann noch nicht in polizeiliche Haft übergegangen, so reise ich morgen zur Hauptstadt, um mit dem Herrn Minister zu reden und Audienz bei Seiner Majestät zu verlangen. Die Behandlungsweise, die man gegen diesen jungen Mann eingeschlagen hat, kann ich nicht dulden und ich lege lieber mein Prorektorat nieder, als daß ich sie zugebe. Also bis heut' Abend um sieben Uhr, Herr Kriminal-Direktor!"

Der Direktor verbeugte sich tief. Nun wandte sich der Prorektor wieder zu Werner und sprach mit freundlichem Ernst: „Leben Sie wohl, Herr Thormann! Ich beklage es tief, daß die Zeitumstände sich an Ihnen in so schmerzlicher Weise geltend gemacht haben. Was ich zu Ihren Gunsten zu wirken vermag, wird gewiß geschehen. Nochmals, leben Sie wohl!"

Nachdem er die Hand Werner's zum Abschied gedrückt hatte, schritt er stolz auf die Thür zu, die auf ein Anklopfen des Direktor's geöffnet wurde und Werner blieb allein in seinem Gefängniß zurück, voll Bewunderung des trefflichen Mannes, voll Dankbarkeit und Liebe.

Der Gefangenwärter setzte das Mittagsessen in mürrischem Schweigen auf, wodurch sich Werner nicht abhalten ließ, heute mit beßrem Appetite als gestern zu speisen. Dann aber wurden ihm die Stunden erstaunlich lang, denn er schwankte beständig zwischen der Hoffnung, aus diesem widerlichen Aufenthalte erlöst zu werden und zwischen der Befürchtung, daß man das Einschreiten des Prorektor's nicht berücksichtigen werde. Es wurde dunkel und noch deutete nichts auf eine günstige Aenderung; Werner gab schon alle Hoffnung auf. Der Handwerksbursche klopfte an die Wand und da Werner sich aus Langerweile zur Unterhaltung geneigt zeigte, so sagte der Nachbar: „Sie werden noch heut' Abend weggeholt, Herr Studente."

„Wie in aller Welt können Sie das wissen?"

„Ich hab' gehört, wie auf dem Hof der Inspektor sagte: Nicht vor Dunkelwerden — der Gensdarm Salzmann wird zur Begleitung kommen. Nach dem, was ich heut' Mittag hörte, kann ich's mir leicht zusammen reimen. Ich wollte nur, daß sich so eine

Municifenz auch um mich kümmerte, aber um so einen armen Teufel bekümmert sich kein Mensch, geschweige denn eine Municifenz. Sagen Sie nur nachher nicht, daß ich mit Ihnen gesprochen habe."

Werner beruhigte den Nachbar vollkommen über diesen Punkt und war demselben sehr dankbar für die Wiedererweckung der Hoffnung, die ihn wirklich nicht zu Schanden werden ließ. Denn bald darauf kam der Gefangenwärter und sagte mit verbißnem Ingrimm: „Machen Sie sich fertig, Sie sollen fortgebracht werden. Hätten's gut genug bei uns gehabt. Auf der Polizei ist keine Ordnung und Subordination, 's ist mehr ein Hundeloch für besoffne Handwerksburschen als ein ordentliches Gefängniß. Werden den Unterschied bald merken. Aber hören Sie: vergessen Sie meine Belohnung nicht. Hier ist Ihre Uhr und Ihre Börse, der Herr Inspektor giebt's Ihnen nicht selbst, sehen Sie, weil er ein wenig schlecht auf Sie zu sprechen ist."

Werner äußerte, das sei ihm sehr gleichgiltig und gab dem mürrischen Wärter ein Trinkgeld, das mehr nach seiner eigenen Freude, von hier fortzukommen, als nach dem Verdienst des Empfängers abgemessen war. Mit einem Grinsen, welches Freundlichkeit vorstellen sollte, bedankte sich der Cerberus und versprach, das Bett gleich durch seinen Burschen nach der Polizei schaffen zu lassen. Er führte nun seinen bis-

herigen Pflegling in den untern Flurraum, wo der Gensdarm Salzmann, aber auch zwei Musketiere in vollständiger Bewaffnung bereits warteten. In dieser Begleitung, neben sich den Gensdarmen, hinter sich die Musketiere, durchschritt Werner die dunklen Straßen der Stadt, von denen man die einsamsten auszusuchen schien. Dennoch strichen mitunter Gestalten bei ihnen vorbei, die Werner für Studenten hielt, aber sie ließen sich nicht deutlich erkennen. Erst als man um die Marktecke bog, wo eine hellere Straßenbeleuchtung eintrat, schien der sonderbare Aufzug einiges Aufsehn zu erregen, aber bevor sich eine Gruppe gesammelt hatte, schritt der Gefangene schon mit seiner Eskorte die Rathhaustreppe hinauf und in das Innere des Gebäudes, wo man ihn sogleich in sein neues Behältniß brachte.

Dies war in früheren Zeiten ein Karzer für die Universität gewesen, hatte getäfelte Wände und seine zwei hellen Fenster führten in einen abgeschiedenen Hof; ein großer Tisch, einige Stühle, eine Bettstelle, ein großer Ofen — alles diente dazu, dem Raum ein wohnliches Ansehn zu geben. Jetzt brannte schon eine trauliche Studirlampe auf dem Tisch, in welcher Werner mit Freuden seine eigene erkannte und die davor ausgebreiteten Schreibmaterialien sowie verschiedne Bücher vermehrten das behagliche Gefühl. Ein Polizei-

diener war zugleich mit Salzmann eingetreten, beide ordneten das Bett, welches gleich darauf ankam, mit wenig geschickten aber desto willigeren Händen und musterten dann die übrigen Anstalten.

„Ihr müßt noch ein Tischchen auftreiben, Friedhoff — sagte Salzmann — worauf Herr Thormann sein Waschgeräth stellt und dann müssen wir daneben einen Nagel einschlagen, an welchem ein Handtuch hängen kann."

Auch dieß wurde ausgeführt und nachdem sie sich Alles mit einer gewissen Befriedigung angesehen hatten, gingen sie fort, freundlich einen guten Abend wünschend. Werner war wohlthuend berührt durch den Eifer der beiden Männer, ihm seinen Aufenthalt möglichst erträglich zu machen.

Bald erschien Friedhoff wieder mit dem Stubenmädchen aus Werner's Kosthause. Nachdem sie die Abendmahlzeit ausgepackt hatte, schärfte ihr der Polizeidiener ein, ja recht ordentlich und aufmerksam in Besorgungen für Herrn Thormann zu sein, so lang er sich im Arrest befände. Derselbe würde ihr jeden Morgen, wenn sie den Kaffee bringe, einen geschriebenen Zettel mitgeben, worauf das stände, was er für den Tag an Büchern, Wäsche oder andern Dingen zu haben wünsche, da dürfe sie nichts vergessen und versäumen. Das Mädchen versprach das Beste und hielt auch redlich Wort.

Am nächsten Vormittage kam der Landrath des Kreises zu Werner, ließ sich sein Geständniß, Salzmann beleidigt zu haben, noch einmal wiederholen, sowie seine Erklärung, sich über die Burschenschaft nicht weiter auslassen zu wollen und sagte dann in höflicher Weise, daß Werner es sich hier gefallen lassen müsse bis zum weiteren Austrag der Sache. Die Beleidigung wäre auf polizeilichem Wege leicht zu ordnen gewesen, nun aber einmal ein kriminelles Verfahren eingeleitet, und es müsse daher das Oberlandesgericht entscheiden. Was die verweigerte Auskunft anbelange, so werde ganz wo anders darüber verhandelt werden. Besuch wäre nicht erlaubt, doch Alles gestattet, was die Lage erträglicher mache, z. B. jedes Studium, Empfang und Beantwortung von Briefen aus der Heimat, der Genuß von Tabak oder Bier, wenn Werner daran gewöhnt wäre und ein täglicher Spaziergang im kleinen Hofraum. Eine sehr rasche Erledigung der Sache wäre kaum zu erwarten. Verbindung mit den Studenten dürfe nicht angeknüpft werden.

So richtete sich denn Werner nun völlig ein. Alle Bedürfnisse wurden durch die Polizeidiener und das Dienstmädchen besorgt und wenn letztres das Bett machte oder Essen auffetzte und das Geschirr holte, war immer ein Polizeidiener so lange gegenwärtig, um ein wenig mit dem Gefangenen zu plaudern.

Dieser stieg nach und nach so sehr in der Gunst dieser gutmüthigen Leute, daß sie ordentlich eifersüchtig auf die Reihefolge waren, die ihnen das Recht gab, das Zimmer Werner's zu betreten. Besonders aber hatte Salzmann den Jüngling ins Herz geschlossen und sobald nur sein Dienst ihn in das Rathhaus führte, wußte er immer diese oder jene Veranlassung zu finden, Werner zu besuchen, der sich denn auch sehr gern mit dem wohlmeinenden und erfahrnen Manne unterhielt. — Durch unmittelbare Bemühung des Prorektors erhielt Werner theils aus dessen theils aus der Universitätsbibliothek eine hinreichende Anzahl von Büchern, um das Lieblingsstudium mit Erfolg betreiben zu können. Und er arbeitete sich so fleißig in seine Wissenschaft hinein, daß er alles Drückende seiner Lage fast vergaß und kaum bemerkte, wie Woche auf Woche verstrich. Die gegen seine Fenster rieselnden Schneeflocken und das knisternde Feuer im Ofen belehrten ihn, daß der Winter herangekommen war; sonst hätte er den raschen Verlauf der Zeit fast nicht bemerkt. Von seinen Freunden, den Studenten, erfuhr er nichts, denn er hielt sich streng an sein Versprechen, das Vertrauen, welches man ihm bewies, zu rechtfertigen; er hatte daher den von außen ihm zugekommenen Vorschlag, einen Briefwechsel durch Vermittlung des Stubenmädchens einzuleiten, entschieden abgelehnt und er vermied im Gespräch mit

seinen guten Bekannten, den Polizeidienern und dem Gensdarmen, Alles, was sich auf äußere Angelegenheiten bezog.

Eines Abends saß er im Zwielicht und ließ seinen Gedanken freien Lauf, bevor er die Lampe anzündete, als Salzmann hereintrat.

„Schönen guten Abend, Herr Thormann!"

„Guten Abend, lieber Salzmann! Was bringen Sie Gutes?"

„Nichts anders so weit als diese Zeitungsblätter, die man aus Ihrem Hause geschickt hat."

„Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig plaudern."

„Hm, recht gern, ich wollte doch außerdem Ihnen etwas sagen."

„Und was wäre das?"

„Wir haben uns alle schon gewundert, das Ihre Angelegenheit nicht aus der Stelle rückt. Zwar von wegen der sogenannten Beleidigung gegen mich, das soll längst entschieden sein und man hält wohl bloß die Mittheilung des Endurtheils zurück, denn warum? es kann ja nur auf eine kleine Strafe erkannt sein, die Sie längst abgesessen haben. Aber wenn sich die großen Herren in den Haaren liegen, so müssen die kleinen drunter leiden. Der Herr Polizei-Lieutenant hat mir die Augen über die ganze Sache geöffnet und

da er mir nicht verboten hat, es wieder zu sagen, so möchte ich gern darüber mit Ihnen sprechen."

„Lieber Salzmann, wollen wir nicht lieber von etwas Andrem reden? Ich mag nicht gern hören, was Sie im Dienst vernommen haben."

„Ich weiß wohl, daß Sie über solche Dinge nicht mit uns verhandeln und das ist recht nobel und anständig so weit, aber diesmal kann ich Ihnen doch nicht den Willen thun sondern muß Ihnen sagen, wie die Sache steht. Ich verletze dabei kein Dienstgeheimniß, darüber können Sie ruhig sein."

„Nun, so reden Sie denn."

„Also der Herr Prorektor hat dazumals mit aller Gewalt verlangt, daß Sie aus dem Inquisitoriat hier auf die Polizei kämen und das war recht nobel so weit, auch ist's dem Prorektor nicht bloß von den Studenten, sondern ebensowohl von den Bürgern der Stadt sehr hoch aufgenommen worden. Nun haben sie beim Ministerium nicht gewußt, ob sie dem Herrn Bevollmächtigten oder dem Herrn Prorektor Recht geben sollten und es ist viel Schreibens darüber hin und her gewesen. Endlich hat das Ministerium gesagt, der Prorektor hätte Unrecht, und da hat der sein Amt niedergelegt."

„Wie? — rief Werner entsetzt — wär's möglich?"

„Seit gestern ist's in der Stadt bekannt und es wird viel darüber gesprochen und räsonnirt. Nun aber besteht der Herr Bevollmächtigte darauf, daß Sie wieder in Ihr altes Gefängniß gebracht und so lange über die Burschenschaft inquirirt werden, bis er seinen Willen hat."

„Das ist ja schrecklich!" sagte Werner schmerzlich.

„Ja, ich dachte wohl, daß Sie das alteriren würde, Herr Thormann und darum wollte ich's Ihnen in voraus sagen, damit es Ihnen nicht zu sehr auf einmal käme. Sehen Sie: ich halte große Stücke auf Sie und auch das andre Personal hier im Rathhaus ginge für Sie durch's Feuer. Ich möchte überhaupt mich altem Kerl hinter die Ohren schlagen, daß ich nicht ein Paar heftige Worte, die ein junger Mensch in der Hitze sagte, lieber in den Schornstein schrieb als an die große Glocke hing. Du lieber Himmel, was kriegt unser eins nicht all' zu hören und macht sich nichts draus! Aber es war der verdammte Stolz in mir, daß ich mich unter den jungen Herrn nicht wollte beschimpfen lassen. Jetzt wollte ich meine Besoldung für eine Woche — ja für einen Monat drum geben, wenn ich die Beschimpfung ruhig eingesteckt hätte. Noch dazu, da ich weiß, daß Sie es gar nicht waren. Mögen Alle sagen, Sie seien es gewesen, mögen Sie's selbst sagen, ich glaub' es doch nicht und es ist und bleibt nicht wahr."

Werner machte, während er mit der einen Hand das Gesicht bedeckte, mit der andern eine abwehrende Bewegung.

„Nu, nu — fuhr Salzmann fort — es soll nun einmal so sein und ich will nichts weiter darüber sagen, aber im Herzen, das glauben Sie mir, da wurmt's mir doch. Also fragt' ich den Polizei-Lieutenant weiter aus, wie das wäre mit Ihrem Verhör über die Burschenschaft und er erklärte mir: Sie sollten Alles offen von der Burschenschaft sagen und Sie wollten nicht. Sehen Sie, das ist ganz nobel so weit, aber wenn ich sagen sollte, daß ich's in der Ordnung fände, so müßt' ich lügen."

„Salzmann — sagte Werner traurig — das verstehen Sie nicht."

„Mag sein, daß ich das nicht verstehe, aber was sich gehört, das gehört sich. Es gehört sich aber, daß die Andern von der Burschenschaft nicht Sie allein die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Und wenn's von Ihnen nobel und anständig ist, daß Sie nichts sagen wollen, so ist's auch von den Andern rechtschaffen, wenn sie herkommen und sagen: so und so ist's mit der Burschenschaft, fangt nun mit uns an, was ihr wollt, aber laßt Herrn Thormann los, der's nicht schlimmer verdient wie jeder Andre. Also was ich sagen wollte: entweder Sie lassen zu Protokoll geben, Herr Thormann,

was man über die Burschenschaft wissen will, dann hat man keinen Grund, Sie weiter fest zu halten und wird Sie gewiß morgen am Tage frei lassen. Meinen Sie nicht?"

„Das thu' ich nun und nimmermehr, Salzmann."

„Na gut. Oder aber die Herren Burschenschafter sind so anständig und nobel, selbst Alles zu sagen, was man wissen will. So ist's in der Ordnung, so verlangt's die Ehre und da die jungen Herren sonst immer so viel Aufhebens von ihrer Ehre machen, so können sie bei dieser Gelegenheit recht zeigen, daß sie dieselbe im Leibe haben. Ehe sie also dulden, daß Sie wieder in Kriminaluntersuchung kommen, müssen sie Fuß beim Male halten."

„Aber Salzmann, meine Freunde wissen ja nicht einmal, daß man mich wieder in's Kriminalgefängniß bringen will."

„Recht, Herr Thormann. Darum hab' ich etwas gethan, was ich sonst nie für möglich gehalten hätte, daß ich es thun würde. Gestern Abend hörte ich das vom Prorektor, heut morgen früh' sagt mir der Herr Lieutenant, daß man muthmaßlich in der nächsten Nacht den Herrn Thormann wieder in's Kriminal bringen würde. Da geh' ich, ich darf es wohl sagen, recht bekümmerten Herzens durch die Brüderstraße und wer begegnet mir? Einer von Ihrer Burschenschaft, den wir

Alle gar wohl kennen und der gegen die Leute von der Polizei wahrhaftig nicht der feinste ist; aber er hat so etwas Tapferes und Nobles an sich, was ich doch wohl leiden mag. Ich trete auf ihn zu und sage: Guten Morgen, Herr Kamehne — Kamehne ist nämlich sein Name und Sie kennen ihn ja ganz bestimmt?"

Werner würde gelächelt haben, wenn ihm das Herz nicht so sehr schwer gewesen wäre, jetzt nickte er blos mit dem Kopfe.

„Also, ich sagte: Guten Morgen, Herr Kamehne! Er guckte mich gewaltig mit seinen großen Augen an und sagte: Guten Morgen, Polizist, was soll's? — Nehmen Sie's nicht für ungütig, sagt' ich, aber ich wollte ein Wort über Herrn Thormann mit Ihnen sprechen. — Von Thormann? sagt' er, was ist's mit dem? — Und da sagt' ich ihm, daß Sie wieder in's Kriminalgefängniß gebracht werden sollten und alles darum, weil Sie nichts über die Burschenschaft zu Protokoll geben wollten. Sehen Sie, Herr Thormann: es kann sein, daß ich dazumals gegen meinen Dienst handelte und daß ich einen schweren Stand, mich zu verantworten hätte, wenn's heraus käme, aber gegen mein Gewissen war's nicht und vor Gott will ich's verantworten, daß ich dem Herrn Kamehne entdeckte, was man mit Ihnen vorhätte. Und ich sagte dem Herrn Kamehne, wie's meine Ansicht wäre, daß es sich nicht mit der

Ehre der Herren Studenten vertrüge, wenn sie den Herrn Thormann allein in der Patsche sitzen ließen und wie's meine Ansicht wäre, daß sie herkommen sollten und Alles zu Papier bringen, was man wissen will und das dem Herrn Bevollmächtigten oder dem Herrn Prorektor übergeben. Das hab' ich gesagt, Herr Thormann, und Gott soll mich strafen, wenn's nicht meine rechte und ehrliche Meinung ist!"

„Und sagte der Student Nichts darauf?" fragte Werner.

„Der Student sagte: Ich hab' im ersten Augenblick gemeint, Polizist, Ihr wolltet uns eine Falle stellen, aber ich glaub's nicht mehr, ich halt' Euch für einen ehrlichen Kerl und wenn ich einen Thaler bei mir habe, so sollt Ihr ihn haben und eine Flasche Wein dafür trinken. Aber er hatte keinen Thaler bei sich und das machte auch nichts, ich hätt' ihn doch nicht genommen. Und was den Thormann betrifft — sagte er — so habt Ihr Recht, unsre Ehre erlaubt uns nicht, den in der Patsche sitzen zu lassen und wir wollen sehen, was sich thun läßt. — So sagte er, und Sie sollen sehen, Herr Thormann, die Studenten werden es so machen, wie ich es ihnen gerathen habe. Dann kommen Sie morgen oder übermorgen wieder aus dem Inquisitoriat los, was bei alle dem ein infamer Aufenthalt für einen Herrn wie Sie ist."

In diesem Augenblick wurde Salzmann abgerufen, so daß Werner nur mit einem warmen Handdruck seine Dankbarkeit abstatten konnte.

Werner blieb in der höchsten Entmuthigung allein. Von allen Gedanken war ihm derjenige der fürchterlichste, wieder in jenes widerliche Gefängniß gebracht zu werden. Dennoch hatte er Fassung genug, Licht anzuzünden und die Bücher und Papiere so zu ordnen, daß sie leicht fortgeschafft werden konnten. Er merkte es nicht, daß ihm auf sein Schreibheft eine Thräne fiel, ausgepreßt von dem Gedanken, sich nun wieder trennen zu müssen von dem, was ihm seine Einsamkeit versüßt hatte. Da schlug die nächste Kirchenglocke die sechste Stunde an, melancholisch stimmten entferntere Glocken ein, bis die letzten Klänge verhallten, aber bevor noch die völlige Abendstille wieder hergestellt war, erscholl irgendwo aus den Häusermassen hervor ein einzelner, lauter, langgezogener Ruf: „Burschen heraus!" So deutlich Werner jede Silbe dieser verhängnißvollen Worte vernommen hatte, so wenig meinte er doch, seinen Ohren trauen zu dürfen. Aber gleich darauf ertönte der Ruf abermals und kaum war er verklungen, so erhielt er ein vielfaches Echo: von einem ganzen Chor erscholl donnernd und gewaltig: „Burschen heraus!" Und als wenn das Echo sich in den engen und krummen Straßen fortwälzte, immer leiser an den Ecken derselben sich

brechend, bis es in der Ferne ganz verhallte, so hörte Werner das „Burschen heraus!“ in den Straßen sich fortpflanzen und verbreiten, aber immer schwächer werden, bis es in weiter Entfernung undeutlich wurde. Dann plötzlich donnerte der Ruf vom nahen Marktplatz her mit noch stärkerer Gewalt und schien abermals den Widerhall in der ganzen Stadt zu wecken. Da ließ sich von der ebenfalls am Markte gelegenen Hauptwache ganz deutlich der tiefe und klagende Ton eines Signalhornes hören, als wolle er den dröhnenden Studentenruf begleiten oder sich mit ihm in den Kampf einlassen. Bald hörte man das „Burschen heraus!“ nicht mehr, aber die Hornklänge wiederholten und vervielfältigten sich, bis auch sie sich über die Stadt verbreiteten und in der Ferne verklangen. „Um Gott, was ist das?“ — fragte sich Werner erschrocken — „sind meine Brüder in Noth?“

Doch wir wollen den Kerker unsres Freundes verlassen und uns Kenntniß von der Veranlassung verschaffen, welche die Ruhe des Abends so plötzlich unterbrach.

---

## 7. Die Befreiung.

Die Verhaftung Werner's hatte zu ihrer Zeit durch die ungewöhnlichen Umstände großes Aufsehen gemacht; als man aber vernahm, daß der Verhaftete in das Kriminalgefängniß abgeliefert worden war, ging ein Schrei des Entsetzens durch die Stadt: die Studenten wütheten, die Professoren zürnten, die Bürger murrten. Ohne Zweifel hätten die Studenten einen Versuch gemacht, ihren Genossen gewaltsam zu befreien, wenn nicht der Prorektor vor allen solchen Schritten vertraulich gewarnt und seine eigne Vermittlung versprochen hätte; auch machte die Anwesenheit des Linien-Militärs das Gelingen eines Gewaltstreichs sehr zweifelhaft. Als der Prorektor die Versetzung des Gefangenen in Polizeihaft erwirkt hatte, beruhigten sich die Gemüther einigermaßen, zumal da die Burschenschaft ihr Interesse anderweitig in Anspruch genommen sah. Denn die Verbindung wurde für aufgelöst erklärt und im Falle der Unfolgsamkeit mit harten Strafen bedroht. Die Auflösung fand auch dem Scheine nach statt; die Mitglieder hielten aber fest zusammen und beobachteten selbst noch solche Formen, die nicht gegen den deutlich ausgesprochenen Willen der Behörden allzusehr verstießen. Allge-

meine Versammlungen konnten freilich nicht mehr gehalten werden und Vorstand und Ausschuß nicht mehr in früherer Weise wirksam sein. Unter solchen Umständen verlor man die Angelegenheit Werner's etwas aus den Augen. Uebrigens hatte bis jetzt, obwohl das Elsterburger Militär längst wieder abgezogen war, nicht die mindeste Störung der öffentlichen Ordnung stattgefunden, und dadurch war wohl namentlich der Bevollmächtigte in eine verfrühte Ruhe eingewiegt worden.

Seit gestern war nun eine große Aufregung entstanden durch die Kunde, daß der Prorektor gezwungen worden sei, seine Stelle nieder zu legen, nur hatte der allgemeine Unwille zu wenig eine bestimmte Form und eine angewiesene Richtung, um zu irgend einem Schritte zu führen. Allerdings wäre zunächst eine Fackelmusik für den abgetretnen Proréktor und eine Katzenmusik nebst Fenstereinwerfen für den Curator zu erwarten gewesen. Während man noch mit solchen unbestimmten Plänen umging, änderte auf einmal die Mittheilung, welche der Gensdarm Salzmann dem Studenten Brune machte, die ganze Sachlage.

Brune sah für sich und seine Genossen nur einen einzigen Weg vorgezeichnet: die gewaltsame Befreiung Werner's und zwar noch am heutigen Tage, bevor derselbe in das Inquisitoriat geschafft würde. Hätte die Burschenschaft noch ihre frühere Organisation gehabt,

so würde er zuvörderst den Sprecher oder ein andres Mitglied des Vorstandes aufgesucht und zu ferneren Schritten aufgefordert haben; jetzt nahm er aber die Sache gleich muthig selbst in die Hand. Er hielt also den ersten besten Burschenschafter an, der ihm begegnete und sagte: „Hör' Bruder, in dieser Nacht soll Thormann wieder in's Kriminalgefängniß gebracht werden; wir dürfen das Thormann's wegen nicht leiden, der abermals gegen alles akademische Recht in das Spitzbubenloch gesperrt werden soll und auch des Prorektors wegen nicht, den man damit ärgern und kränken will. Wir müssen also Thormann heut' Abend befreien, nachdem wir „Burschen heraus!" gerufen haben. Sag' das jedem Burschen, dem du begegnest und füge bei, daß er's wieder jedem andern sagt, den er sieht." In dieser Weise durchzog Brune die Stadt.

Die Nachricht, daß heut Abend „Burschen heraus!" gerufen und Thormann befreit werden sollte, pflanzte sich wie ein Lauffeuer unter den Studenten fort, ohne daß Jemand anzugeben wußte, wo und was für eine Abrede eigentlich getroffen wäre. Schon nach wenigen Stunden theilten Hunderte das Geheimniß, bewahrten es aber als solches so gut, daß es nicht zur Kunde ungeeigneter Ohren kam. So vernahm Heitz, als er eben aus einer Vorlesung kam, von einem andern Vorstandsmitglied die überraschende Kunde von dem, was

am heutigen Abend bevorstände. Schnell versammelte er alle Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, deren er habhaft werden konnte, auf seiner Stube und pflog Rath mit ihnen. Man erblickte eben kein Unrecht in dem beabsichtigten Gewaltschritt. War ja ein Student dem ihm zuständigen Universitätsgericht entzogen worden und sollte der kriminellen Gewalt überantwortet werden. Man fand sich berufen, die Lanze einzulegen für die angetasteten akademischen Vorrechte und man war kurzsichtig genug zu glauben, daß ein augenblicklich erlangter Vortheil ein Sieg, der glückliche Erfolg eines Gewaltstreichs ein erobertes Recht wäre. Nichtsdestoweniger aber sahen die Versammelten das Gefährliche eines solchen Unternehmens ein und wenn ihnen die Sache als offne Frage vorgelegen hätte, so wären wohl manche Bedenklichkeiten laut geworden. Das mochte auch Brune recht gut begriffen haben. Jetzt hatten die sonstigen Leiter der Burschenschaft fast keine andre Wahl, als diejenigen Maßregeln zu verabreden, durch welche das Gefährliche des Unternehmens möglichst beseitigt wurde. Man verabredete also, daß allerdings der Allarmruf erschallen sollte und zwar um sechs Uhr, in der Nähe des Marktes, wo um diese Zeit grade eine stark besuchte Vorlesung geschlossen wurde; gleichzeitig sollte durch gehörig vertheilte Studenten der Ruf durch die ganze Stadt erschallen. Alle wirklichen

Burschenschafter sollten hiervon möglichst in Kenntniß gesetzt und zu einer Bewaffnung, wie sie die Umstände irgend erlaubten, aufgefordert werden. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an die Senioren der Landsmannschaften beschlossen, um sie von der getroffnen Abrede in Kenntniß zu setzen und es ihnen anheim zu stellen, in wie fern sie sich mit ihren Verbindungen bei der Sache betheiligen wollten. Noch bevor das Hauptquartier bei Heitz sich aufgelöst hatte, kam bereits die Rückantwort von den Landsmannschaften, sie würden im rechten Augenblicke zur Stelle sein.

Alle Vorbereitungen waren mit Sicherheit und Verschwiegenheit getroffen worden. Mit dem Glockenschlag ertönte der Allarmruf fast gleichzeitig durch die ganze Stadt, nachdem schon vorher eine große Menge von Studenten sich auf dem Markte eingefunden hatte. Sobald der Befehlshaber der Hauptwache die ungewöhnliche Aufregung wahrnahm, sandte er Bericht an seinen Kommandirenden und sowie der erste allgemeine Ruf „Burschen heraus!" erschollen war, ließ er seinen Hornisten Allarm blasen, dem bald die andern Hornisten folgten. Aber die Studenten hatten sich zu beeilen gewußt. Als einzelne Abtheilungen der Schützen heranrückten, konnten sie schon nicht mehr zur Hauptwache, die sie verstärken sollten, durchdringen und wurden, da sie Gewalt versuchten, mit Gewalt zurückgewiesen.

Einige muthwillige Pommeranen hatten den Hornisten, die in der Nähe des Marktes ihre Allarmsignale zu blasen fortfuhren, die Hörner abgenommen und bliesen den Abziehenden haarsträubende Signale nach, gaben dann aber den Hornisten, welche aus Furcht vor Strafe flehentlich um ihre Instrumente baten, diese gutwillig zurück. Als der Major sein ganzes Bataillon zusammen hatte, rückte er auf den Markt zu; die Absicht der Tumultuanten war jedoch bereits erreicht und da man seinen Truppen ruhig Platz machte, so fand er keinen Anlaß zu einem Angriff und es verlief Alles ohne blutige Folgen.

Sobald die Studenten sich in hinlänglicher Menge versammelt sahen — es mochten von den zwölfhundert gewiß drei Viertheile erschienen sein — traten vier Vorsteher der Burschenschaft und zwei Senioren der Corps in das Rathhaus und verlangten von dem ihnen entgegenkommenden Polizei-Lieutenant die Auslieferung des Studenten Thormann. Man war im Rathhaus so überrascht, daß man nicht einmal die Thür geschlossen hatte; an eine Vertheidigung war nicht zu denken und der Beamte öffnete daher den Abgesandten der Studenten das Gefängniß.

Wer möchte die Ueberraschung Werner's schildern, als er die Eintretenden erkannte! Doch folgte sich nun Alles so rasch auf einander, daß er jede Besinnung verlor und einem Nachtwandler gleich handelte.

Der lange bärtige Vorsteher, den wir noch aus der Versammlung her kennen, trat auf Werner zu und sagte: „Guten Abend, lieber Bruder! Wir kommen, dich aus deiner Haft zu befreien."

Werner sah verblüfft auf die blaue Mütze des Pommeranen- und auf die gelbe des Märker-Seniors, folgte ihnen aber ohne weitere Worte. Den Polizei-Lieutenant und seine Untergebenen, die mit verstörten Gesichtern umherstanden, ließ er ebenso unbeachtet wie seinen Freund Salzmann, der gar kuriose Gesichter zog über die Art und Weise, mit welcher „Herr Kamehne" den Knoten durchhieb.

Als Werner aus der Thür des Gebäudes trat und auf der Freitreppe stand, bot sich ihm ein höchst wundersamer Anblick dar. Die Schaaren der Studenten drängten sich weithin, Kopf an Kopf; die nächsten Laternen warfen genug Licht auf dieselben, um viele bekannte Gesichter zwischen manchen unbekannten erblicken zu können. Hinter den Studenten war der ganze große Raum des Marktplatzes mit Tausenden von Neugierigen angefüllt, die man aber weniger sehen als an dem ununterscheidbaren Gemurmel errathen konnte. An der einen Seite des Platzes warfen einige Laternen ihr Licht auf die vor der Hauptwache aufgestellte schweigende Mannschaft. Sowie die Nächststehenden die zurückkehrenden Abgesandten und zwischen ihnen den be-

freiten Gefangenen erkannten, brachen sie in ein lautes „Hurrah!" aus, in welches die Entfernteren und selbst die Bürger einstimmten, ohne zu wissen, um was es sich handle. Während dieses Gewirres faßten zwei der Begleiter Werner unter die Arme und führten ihn rasch durch das Gedränge. Anfangs wurde ihnen unter manchem herzlichen Zuruf Platz gemacht, sowie sie weiter kamen, wurde das Vorwärtskommen immer mehr erschwert und am Ende mußten sie sich gewaltsam durch die Haufen von Zuschauern drängen, die noch immer auf den Zehen standen, um zu sehen, was denn eigentlich am Rathhause vorging oder vorgehen sollte.

Man gelangte endlich in eine stillere Straße, wo sich Wernern und seinen Begleitern eine starke gut bewaffnete Schaar unter Brune's Leitung schweigend anschloß und so weiter bis zum nächsten Thore. Vor diesem hielt ein Wagen, neben welchem Heitz, Theodor Falkenberg und Moritz Schramm standen. Theodor umarmte Werner leidenschaftlich, Schramm drückte ihm die Hand und Heitz sagte: „Steig' ein, Bruder. Der Wagen wird dich über die Grenze bringen. Hier ist Reisegeld."

„Ihr habt um meinetwillen viel gewagt!" sagte Werner, indem er Heitz die Hand schüttelte.

„Umgekehrt — erwiderte Heitz — aber du darfst keine Zeit verlieren; ein kurzer Abschied für die lange Freundschaft!"

Theodor und Moritz stiegen mit Werner ein und der Wagen rollte fort.

Am nächsten Morgen saßen die drei Freunde in einem Gasthofe an der Heerstraße beim Frühstück. Sie hatten bereits die Grenze hinter sich und von hier aus wollten Theodor und Moritz mit dem Wagen nach der Universitätsstadt zurückkehren.

„Also — sagte Moritz Schramm — ich lasse mir mit oder ohne Vermittlung des Prorektors deine Habseligkeiten von der Polizei in deine Wohnung schaffen, sondre die Bücher aus, in denen nicht dein Name eingezeichnet ist und stelle sie dem Prorektor zu, alles Andre packe ich in deinen Koffer zusammen — —"

„Und sendest es — ergänzte Werner — unter der Adresse meiner Mutter, die ich dir gegeben habe, nach meiner Heimat."

„Dorthin willst du von hier?" fragte Theodor.

„Wohin sollte ich anders als zu meiner Mutter?"

„Aber dann?" fragte Moritz.

„Ich muß sehen, was dann weiter wird. Läßt man mich in Ruhe, so werde ich mich nach einer Hauslehrerstelle umsehen müssen, um abwarten zu können, was weiter aus mir werden soll."

Moritz schüttelte den Kopf und sagte bedenklich: „Es ist doch eine verfluchte Geschichte; sie stört dich in deinem ganzen Lebensplan und setzt dich einer Un-

gewißheit aus, die nach meiner Meinung schlimmer ist als alles Andre."

Theodor, der bisher ziemlich kleinlaut gewesen war, nahm etwas von seiner sonstigen Sicherheit an, indem er einen Brief hervorzog und sagte: „Der Plan Werner's ist gut. Er muß eine Hauslehrerstelle annehmen und zwar bei einem bedeutenden und einflußreichen Manne, dessen Empfehlung ihm später von Nutzen sein kann. Hierzu wird ihm mein Vater verhelfen können, der große Verbindungen namentlich mit dem hohen Adel des Landes hat. Ich gebe dir daher diesen Brief mit, Werner, und rathe dir, dich damit sobald als möglich nach meiner Vaterstadt Rottenheim aufzumachen. In diesem Briefe habe ich blos gesagt, wer du bist, und er soll dir nur als beglaubigende Einführung dienen. Sogleich nach meiner Rückkehr werde ich an meinen Vater schreiben und ihm ausführlich mittheilen, wie viel ich deiner treuen Freundschaft verdanke. Natürlich wird dieser zweite Brief früher eintreffen als du selbst mit dem ersten, du wirst daher bei den Meinigen die zuvorkommendste und herzlichste Aufnahme finden.

Werner nahm den Brief und steckte ihn ein.

„Mit allem — fuhr Theodor voll Affekt fort — was mein Vater für dich thun kann und wird, ist natürlich von meiner Dankbarkeit auch nicht der kleinste Theil abgekauft. In diesem wie in jenem Leben werd'

ich nie vergessen, was du für mich gethan hast. Ueber mich selbst, über mein Hab' und Gut — über alles kannst du immerdar verfügen. Wenn uns das Schicksal für den Augenblick trennt, so wird es uns bald wieder zusammenführen. Der Himmel wird diesen meinen sehnlichsten Wunsch schon darum erfüllen, damit ich im Stande bin, dir meine unermeßliche Dankbarkeit zu beweisen."

Es giebt Stimmungen, die unerwartet eintreten, ohne daß man sich darüber Rechenschaft zu geben weiß. So fühlte sich Werner bei den Dankbarkeitsversicherungen Theodor's keineswegs erwärmt sondern eher angefröstelt. Er sagte ziemlich trocken: „Ich danke dir für deinen guten Willen. Aber ich muß aufbrechen, wenn ich noch heute meine Heimat zu Fuße erreichen will. Lebet beide recht wohl!"

Moritz nahm herzlichen Abschied von dem Scheidenden, aber Theodor umarmte und küßte ihn mit unsäglicher Inbrunst und Zärtlichkeit.

## Zweites Buch.

# Mutter und Schwester.

Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth. (?)
Goethe.

## 1. Rückkehr in die Heimat.

Jeder Schritt, welcher unsern Werner der Heimat näher führte, machte ihn beklommener; wußte er ja nicht, ob er seine Erlebnisse vorläufig geheim halten oder gleich offen berichten sollte. Er war sich bewußt, niemals seiner theuren Mutter etwas verschwiegen oder falsch dargestellt zu haben; wie sollte er sich benehmen, um sie zu schonen? Mußte er nicht ihr zu Liebe die Wahrheit entstellen?

Noch bevor der Abend ganz eingebrochen war, erreichte er die Höhe, an deren Fuß das heimatliche Dorf sich ausbreitete. Er blieb unwillkürlich stehen und blickte hinab. Da lag die Kirche mit ihrem einfachen Thurm, in welcher sein Vater gepredigt hatte; nahebei die Pfarrwohnung, seine Geburtsstätte und der Schauplatz seiner frühsten Spiele; etwas weiter zurück blickte das Häuschen zwischen den Bäumen hervor, in welchem seine Mutter und seine Schwester wohnten. Und gegenüber an jenem Hügel lief der schmale Fußpfad hinauf, der zum nächsten Städtchen führte; wie viele Erinnerungen an seine Schwester Elise erweckte dieser Fußpfad in ihm! Da hinauf ging er, um die lateinische Schule zu besuchen; da hinauf begleitete ihn

unzählige Male die liebe Schwester, die treuste Gefährtin und Freundin seiner Jugend. Dort bei jenem Strauche, wo der Pfad eine Wendung macht, blieb er oft stehen und sah der umkehrenden Begleiterin nach, um ihr noch einmal, wenn auch sie sich umblickte, zuzunicken oder zuzurufen; bei jenem Strauch erwartete sie gern gegen Abend seine Rückkehr und wie beflügelte er daher immer seine Schritte, um zu sehen, ob sie ihm auch entgegen gekommen wäre! So traurig ihm manchmal zu Muthe gewesen war, wenn er hinaus zog unter die fremden Menschen, unter die herzlosen und ungezognen Schulknaben, eben so lebhaft war die Freude, wenn er zu den Seinigen zurückeilte, wenn er jenem geweihten Platz der Geschwisterliebe sich näherte. Und jetzt zögerte der Schritt, der ihn zur Mutter und Schwester führen sollte, jetzt war ihm das Herz so schwer, anstatt dem Wiedersehn ungeduldig entgegen zu schwellen. Er riß sich gewaltsam los aus den verstrickenden Erinnerungen und Befürchtungen, schritt rasch die Höhe hinab, betrat aber dann nicht das Dorf, sondern bog um die Gärten, um unbemerkt bei dem Mutterhause anzulangen. Als ihn nur noch der Garten von dem Häuschen trennte, das einst der Vater zu andrem Zweck angekauft hatte und das nachher der Wittwe mit ihren beiden Kindern zum Zufluchtsort diente, da blieb er wieder einige Augenblicke stehen. Noch wohnte dort der Friede, aber

wenn er nun hineintrat und bekannte, daß er als Flüchtling zurückkehre, für die Gegenwart bedroht, für die Zukunft ohne Aussicht, welchem Jammer sah er da entgegen! „Nein — sagte er entschieden zu sich selbst — ich muß vorläufig die Wahrheit verschweigen; ich muß die Theuren belügen, weil ich sie so liebe!" Und damit trat er durch das Pförtchen in den Garten.

Ein kleiner Hund kam bellend ihm entgegen, wedelte aber voller Freude, als er den Nahenden erkannte. Jetzt trat Elise aus der Hinterthür des Hauses, erkannte ungeachtet des Zwiedunkels augenblicklich den Bruder und lag in seinen Armen. Doch bald zog sie den Willenlosen jubelnd in's Haus, in die Stube, wo die alte schwächliche Mutter saß. Auch diese war auf das Freudigste überrascht und hieß den geliebten Sohn herzlich willkommen. Als aber Elise Licht angezündet hatte, da fragte ihn die besorgte Mutter: „Du bist doch nicht krank gewesen? Mich dünkt, du siehst recht blaß aus."

Auch Elise faßte ihn nun schärfer in's Auge und rief: „Ja, wirklich! Und wie kommt es doch, daß du uns jetzt besuchst? Sonst waren ja nie Ferien um diese Zeit."

Etwas verwirrt und zögernd antwortete Werner: „Es sind allerdings jetzt eigentlich keine Ferien, auch bin ich vor Kurzem nicht ganz wohl gewesen — —"

„Darum waren gewiß — fiel Elise ein — deine Briefe in den letzten Monaten so kurz und eigen; ich erkannte deinen sonstigen Ton gar nicht darin wieder."

„Es mag wohl so sein — entgegnete Werner — ich war wie gesagt einige Zeit unwohl, doch befinde ich mich jetzt wieder besser; nur meint der Arzt, ich würde mich vollständiger und schneller erholen, wenn ich mich etwas auf dem Lande aufhielte. Außerdem traten allerlei Mißhelligkeiten zwischen den Behörden und Studenten ein, die so viele Störungen verursachten, daß ich wohl geneigt wäre, den Rest meiner Studirzeit auf einer andern Universität zuzubringen."

„Das ist ja sehr unrecht von den Herren — sagte Elise — wenn sie den Studenten etwas in den Weg legen; nach dem, was du mir vom dortigen Leben erzählt hast, sollten die Herren Professoren sich freuen, solche Studenten zu haben."

Die Mutter lenkte aber das Gespräch sogleich wieder auf den Gesundheitszustand Werner's, fragte ihn tüchtig aus und entnahm aus seinen etwas unvollkommenen und sich widersprechenden Antworten, daß er zu viel in der Stube gesessen und sich dadurch geschadet habe.

„In der Stadt — meinte Elise — wohnt ja der berühmte neue Doktor, von dem die Leute so viel reden; zu dem könnte Werner einmal hingehen."

Werner, der jede Gelegenheit benutzte, die Besprechung von sich und seinen Zuständen abzuleiten, fragte, was das für ein Doktor wäre.

„Er heißt Felsberger — anwortete Elise — und man weiß von ihm nicht Wunderkuren genug zu erzählen; außerdem aber soll er ein ganz seltsamer Mann sein. Wir haben es aber nun nicht mit seinen Wunderlichkeiten zu thun sondern mit seinen ärztlichen Erfahrungen, mit denen er dir nützen soll."

Ausweichend sagte Werner: „Ich glaube kaum, daß ich noch eines Arztes bedarf."

„Ja — meinte die Mutter — es ist besser, wenn wir erst sehen, ob Werner ihn nöthig hat. Arzt und Apotheker sind immer theuer und manchmal wird man ohne sie fertig. Euer Vater hat manche armen Leute mit einfachen Mitteln geheilt, die gar nichts kosteten und ich habe ein wenig davon gelernt. Stecke mir doch einmal die andre Lampe an, Elise, ich muß drüben noch Einiges haben, was Werner gewiß gut bekommt, auf keinen Fall aber schadet."

Als die Mutter die Stube verlassen hatte, zog Elise den Bruder in die heimliche Plauderecke hinter dem Ofen, wo sie früher so oft zusammengesessen hatten und sagte: „Mach', daß du nur ja bald wieder gesund wirst und fertig studirst! Der Pfarrer Kneifius kann sich immer weniger mit den Leuten vertragen und sie

denken darum mit desto mehr Liebe an unsern Vater zurück. Die Kirchenvorsteher sollen Willens sein, eine Schrift an das Consistorium aufzusetzen mit der Bitte, daß man ihnen einen andern Seelsorger gebe, weil der jetzige mehr zum Unheil als zum Heil diene. Kneifius soll davon gehört haben und selbst mit dem Gedanken umgehen, seine Versetzung oder Pensionirung zu beantragen. So dauert es also vielleicht nicht allzulange und die Pfarrstelle ist erledigt. Die ganze Gemeinde ist aber darüber einig, daß sie keinen Andern haben will als den Sohn ihres frühern unvergeßlichen Pfarrers und da sie das Wahlrecht hat, so ist fast kein Zweifel, daß du die Stelle bekommst. Deshalb ist mir's nicht recht, daß du noch eine andere Universität besuchen willst, da ich eher wünschte, du wärst so bald wie möglich fertig. Aber du wirst selbst am Besten wissen, was du zu thun hast. Ich möchte fast närrisch vor Freude werden, wenn ich dran denke, daß du der Nachfolger unsres Vaters werden sollst. Unsre gute Mutter ist zwar zu demüthig und bescheiden, um ein so großes Glück für möglich zu halten, aber ich weiß, ihre Gedanken beschäftigen sich immer damit und ihre Freude, wenn es erst so weit ist, kennt gewiß gar keine Grenzen."

Werner fühlte sich sehr niedergeschlagen durch diese Aeußerungen der Schwester. Während der vorigen peinlichen Augenblicke, als die Mutter noch gegenwärtig

war, hatte er beschlossen, den ersten Augenblick des Alleinseins mit Elise zu offenster Mittheilung zu benutzen. Dann hätte er mit ihr überlegen können, in welcher Art und wie weit der Mutter Eröffnungen gemacht werden sollten und welche Erleichterung wäre es für ihn gewesen, wenn er in der Schwester eine treue Mitwisserin seiner Lage gehabt hätte! Allein die Worte Elisens schnürten ihm die Kehle zu; er fand keine Kraft in sich, sie aus ihren frohen Träumen zu reißen. In seiner gedrückten Stimmung wußte er nichts zu entgegnen als die Frage: „Spricht denn die Mutter auch davon mit dir?"

„O ja, aber in ihrer anspruchslosen Weise nur entfernt auf eine solche Möglichkeit hindeutend."

Jetzt kam die Mutter wieder herein und versicherte, daß sie noch genug Vorrath von Heilmitteln habe, um den Stadtdoktor überflüssig zu machen.

Werner war ängstlich bemüht, einen möglichst gleichgiltigen Gesprächsgegenstand auf die Bahn zu bringen, er begann daher: „Ihr habt den Garten gut in Ordnung gehalten, so viel habe ich schon ungeachtet des Halbdunkels gesehen. Die Bäume und Gesträuche sind alle recht gesund und kräftig. Waren auch die Blumen in diesem Jahre schön?"

„Freilich — erwiderte Elise — du hättest nur die Beete sehen sollen, die uns früher gemeinschaftlich gehörten."

Die Mutter sagte: „Aber du kannst dir gar nicht denken, Werner, wie es im Pfarrgarten aussieht! Da verwildert Alles. Die Obstbäume und Weinstöcke werden nicht beschnitten, die Wege stehn voll Gras, die Lauben wachsen ganz zu: es ist Jammer und Schade. Wenn ich dran denke, wie hübsch früher Alles war und wie es jetzt verkommt, so kann es mir ordentlich leid thun. Wer sich einmal daran machen muß, Alles zu säubern und in Ordnung zu bringen, der hat sicherlich seine Noth."

Werner seufzte, denn er wußte zu gut, wie gern sich's die gute Mutter hätte sauer werden lassen, um die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

„Weißt du schon — fuhr die Mutter fort — daß der Herr Pfarrer Kneisius vielleicht nicht mehr lange hier bleibt?"

„Elise hat mir davon gesagt."

„Und weißt du auch, wen die Gemeinde statt seiner mit aller Gewalt zum Pfarrer haben will?"

„Auch davon habe ich ihm mitgetheilt — nahm Elise statt Werner's das Wort — allein er will noch nicht ein so recht frohes Gesicht dazu machen."

Werner sagte: „Wenn die Versetzung oder Pensionirung des Kneisius so nahe bevorsteht, so kann die Gemeinde ihre Augen gar nicht auf mich werfen, denn ich habe noch nicht einmal ausstudirt und dann nehmen

die Examina doch auch einige Jahre fort; ich bin also bei Erledigung der Stelle noch gar nicht wählbar und somit müssen wir uns mit dem guten Willen der Gemeinde begnügen."

Die Mutter erwiderte: „Der Kirchenälteste Fröbel, der es noch von eurem Vater her so gut mit uns meint, hat mir gesagt, das thäte Nichts. So lange dauert's immer noch mit dem Herrn Pfarrer Kneisius, bis du examinirt bist. Und dann kannst du, meint Fröbel, zuerst die Stelle als Pfarrverweser antreten; man würde den Wunsch der Gemeinde gewiß gern erfüllen."

„Und dennoch meine ich — sagte Werner beklommen — man muß sich Dinge, die noch in so weiter Ferne liegen, nicht zu sicher und bestimmt vorstellen, weil der Schmerz um so größer ist, wenn sie anders ausfallen, als man gedacht hat."

Die fromme Wittwe sprach: „Ich habe es Gott anheimgestellt. Wenn meine Hoffnung, nach vielen Jahren der schweren Sorge noch frohe Tage zu erleben, zu vermessen gewesen ist, so wird's mir der Himmel vielleicht gnädig verzeihen und mir die Stärke schenken, auch fernere Trübsal zu ertragen. Aber ich sollte nicht denken, daß ich mit meinen Wünschen zu weit gegangen bin — doch Gott weiß es am Besten."

---

## 2. Ein Lehrer des Wortes Gottes.

„Du mußt aber — sagte die Mutter am andern Tage zu Werner — gleich zum Herrn Pfarrer Kneisius gehen, weil er es sonst übel nehmen könnte. Ich kann ihm zwar nicht besonders viel Gutes nachrühmen und er hat sich bei der Auseinandersetzung nicht so gegen mich benommen, wie eine arme Wittwe es vom Nachfolger ihres Mannes hätte erwarten können, aber er ist doch immer der Herr Pfarrer. Darum mache ihm auch ein Kompliment von mir."

Werner trat noch an demselben Vormittage den unangenehmen Weg an. Die freundlichen Begrüßungen, die er unterwegs von begegnenden Dorfbewohnern erhielt, milderten einigermaßen seine gereizte Stimmung, aber als er vor dem Pfarrhause stand und auf das Oeffnen der verschloßenen Thüre warten mußte, kehrte ein gewisser Grimm in sein Herz zurück. Verschloßene Hausthüren machen schon in der Stadt leicht den Eindruck, als wohnten harte, selbstsüchtige und unzugängliche Menschen dahinter, auf dem Lande und nun gar bei Predigerwohnungen, die eine immer offne Zuflucht für alle Bekümmerten sein sollten, muß dieser Eindruck noch stärker sein.

Endlich öffnete Gabriele, die ältliche Tochter und

Haushälterin des Predigers. Die magere Person mit der schmalen spitzen Nase, dem unordentlichen Haarputz und der nachläßigen Kleidung mußte auf Jeden einen unangenehmen Eindruck machen, wie viel mehr auf Werner, dem sie nebst ihrem Vater ein Schreckbild der Jugendjahre gewesen war, so daß tausend unerfreuliche Erinnerungen in seinem Gedächtniß wach wurden. Mit ihrer schneidenden Stimme, die ordentlich dem Ohre weh that und noch mehr dem Herzen, rief sie mit süßlicher Grimasse: „Ei, Werner — — oder entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit — — Herr Thormann, sind Sie wirklich hier? Es wurde uns zwar diesen Morgen schon erzählt, aber wir wollten es nicht recht glauben da mein Vater meinte, auf der Universität wären jetzt keine Ferien. Nun, das wird ja eine rechte Ueberraschung und große Freude in Ihrer werthen Familie gewesen sein, daß Sie so unerwartet angekommen sind."

Werner verbeugte sich kurz und fragte, ob der Herr Pfarrer zu Hause und zu sprechen wäre.

„Gewiß ist mein Vater zu Hause, denn er pflegt in dieser winterlichen Zeit nicht sich auswärts zu befinden; er sitzt auf seiner Stube und studirt. Ihr Besuch wird ihn höchlichst überraschen."

Gabriele log, denn sie hatte auf der Lauer gestanden und als der erwartete Besuch näher kam, ihrem Vater bereits Kunde gegeben.

Werner stieg die Treppe hinauf und fand den Prediger auf seiner sogenannten Studirstube. Er war ein kurzer untersetzter Mann mit ergrauenden Haaren, aber noch lebhaft geröthetem Gesicht. Die kleinen Augen leuchteten verschmitzt und mitunter boshaft unter den buschigen Brauen hervor; die Nase war, ganz unähnlich derjenigen seiner Tochter, kurz und stumpf, der Mund wulstig aufgeworfen. Seine Stimme war voll und laut, hatte sich aber eine schleppende und salbungsvolle Weise angewöhnt, die um so widerlicher auffiel, als er beim Sprechen kein Glied bewegte, sondern nur den Kopf beim Schluß eines jeden Redesatzes hochmüthig zurückwarf. In diesem Augenblick saß er, aus einer langen Pfeife Rauchwolken vor sich hinwirbelnd, in einem Lehnsessel an seinem Tische, auf welchem außer dem gewöhnlichen Schreibgeräthe nur ein dickes Buch lag, wie eine Bibel gebunden. Bei den Bauern hatte sich die Ansicht verbreitet, dieses Buch enthalte keineswegs das göttliche Wort oder einen sonstigen frommen Stoff, sondern vielmehr die Einnahme- und Schuldberechnungen, und der böse Leumund wollte behaupten, der Pfarrer habe wirklich einmal dies Buch aus Versehen statt einer Bibel mit auf die Kanzel genommen und sei dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerathen.

Kneifius begrüßte den eintretenden jungen Mann mit einem gnädigen Kopfnicken, ohne sich von seinem Sitze zu erheben.

Werner begann: „Da ich gestern zum Besuch bei meiner Mutter angelangt bin und einige Zeit hier zu verweilen gedenke, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, Herr Pfarrer, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Zugleich überbringe ich die Empfehlung meiner Mutter."

„Obligirt — sprach der Pfarrer, einige große Dampfwolken ausstoßend — sehr obligirt für den Besuch und für die Empfehlung der Frau Mutter! ich weiß Beides nach Werth und Verdienst zu schätzen. Wollen wir nicht auf diesem Stuhle Platz nehmen? — Also zum Besuch bei der werthen Familie angelangt; — — werden wir auf längere Zeit das Vergnügen haben?"

„Das kann ich noch nicht genau bestimmen."

„Ah so — es ändert sich freilich Manches mit der Zeit. Als ich meine Studien absolvirte, als überhaupt ein anständiges Wesen herrschte und kein der Gottesgelahrtheit Beflißner in auffallenden Kleidungsstücken einher zu wandeln gewagt hätte (er schielte dabei auf Werner's Mütze) — da waren nur zu Ostern und Michaelis Ferien, und diese hatten ihre bestimmte und abgemeßne Dauer. Wenn dazumalen ein Studiosus mitten im Semester und auf unbestimmte Zeit nach Hause gereist wäre, so hätte man solches übel vermerket und nicht anders erachtet, als wenn ein Soldat fahnenflüch-

tig würde. Aber es hat sich in jetziger Zeit wie mit vielen andern Dingen so auch mit denen Ferien, wie es scheint, geändert und es werden jetzt dergleichen mitten im Semester und auf unbestimmte Zeit anberaumt. Das ist eine ganz kuriose Einrichtung; mag wohl für manchen lockern Studiosen recht angenehm sein, obschon ich wenig begreife, wie sich damit die sonstige akademische Disciplin und zumal die Frequentirung derer Collegia vertragen."

Werner war mit der festen Absicht hierher gekommen, seiner Mutter wegen jede Böswilligkeit des Pfarrers mit Gelassenheit zu ertragen und außerdem entmuthigte ihn sein eignes vorwurfsvolles Bewußtsein zu sehr, um den vergifteten Pfeilen, die gegen ihn geschleudert wurden, etwas Andres als ruhige Abwehr entgegen zu setzen. Er antwortete also: „So viel ich weiß, ist mit den Ferien keine Aenderung vorgenommen worden; sie fallen noch in dieselbe Zeit und haben dieselbe Dauer wie sonst; allein ich habe ziemlich lange an einem Uebelbefinden zu leiden gehabt, und dies veranlaßt mich, Ruhe und Landluft auf unbestimmte Zeit bei meiner Mutter zu suchen."

„Ah so — ja, ja, die Landluft ist immer denen Kranken und Genesenden als besonders ersprießlich anempfohlen worden, obgleich in einem Dorfe der ärztliche Beistand so gut wie gänzlich vermißt wird und die kost-

bare Zeit ungenützt vorüber geht, während man auf einer Universität vermittelst derer klinischen Anstalten als Studiosus die ausgezeichnetste und in der Regel unentgeltliche Behandlung findet, zugleich aber auch als Reconvalescent nach Maßgabe seiner Kräfte und Umstände von den akademischen Vorlesungen und sonstigen gelehrten Hilfsmitteln wenigstens einen theilweisen Gebrauch machen kann. Freilich verhielt sich alles dieses zu meiner Zeit so und es mag sich seitdem sehr verändert haben."

Werner erwiderte hierauf nichts, weil er im Schweigen das einzige Mittel sah, den feindseligen Mann von diesem Gegenstande abzubringen. Nach kurzer Pause begann Kneisius wieder: „Wie weit ist denn der Herr in seinem gesetzlichen Triennio vorgerückt?"

„Es fehlt mir von Ostern an noch ein halbes Jahr."

„So, so — noch ein halbes Jahr." Der Pfarrer schien sich in eine besondre, nicht eben angenehme Gedankenreihe zu verlieren, denn er zog stärkere Rauchwolken aus der Pfeife und kniff die Augen fast ganz zu. Dann fuhr er fort, aber nicht zu Werner gewandt, sondern mehr wie für sich im Selbstgespräch: „Hm, hm, ich verstehe so halb und halb. Wir hoffen wohl auf die günstige Wirkung der Landluft, sind aber wohl auch zum Theil deßhalb hierher gekommen, um uns die Gelegenheit ein wenig anzusehen, den Boden, so zu sagen,

zu sondiren und nach Befinden zu bearbeiten — gleichsam vor Beendigung des Triennii und vor Abhaltung derer Examinum schon als Candidatus oder Bewerber aufzutreten. Ei, ei, das ist so übel nicht."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Pfarrer."

Kneifius warf plötzlich einen scharfen lauernden Blick auf den jungen Mann und sagte dann, den Kopf weit zurückwerfend, mit sehr gedehntem Tone: „Also, ich werde in der That nicht verstanden?"

„Wenn ich Sie wirklich verstehn sollte, so kann ich Ihnen auf Ehre die Versicherung geben, daß ich auch nicht im Entferntesten an das gedacht habe, was Sie vorauszusetzen scheinen."

„Hm, also doch verstanden! — Aber da man sich mit diesem Gedanken angeblich noch so wenig beschäftigt hat, so wollen wir diesen Gegenstand lieber aufgeben und zu einem andern Discurse übergehen. — Zu meiner Zeit studirten alle Landeskinder nur allein auf ihrer Landesuniversität und obwohl auch jetzt noch daselbst bei Besetzung der theologischen Fakultät die gehörige Sorgfalt beobachtet ist, so daß man Männer anstellt, so der studirenden Jugend zur gehörigen Anleitung gereichen und außerdem zum leuchtenden Vorbild dienen können, so strömet doch jetzt Alles zur ausländischen Universität, als wenn dorten aus dem eigentlichen Born der Gottesgelahrtheit geschöpft werden könnte.

Und doch vernimmt man, daß alldort zwar allerdings gottbeseligte und glaubenseifrige Lehrer die Katheder einnehmen, daß aber auch die Neuerungssucht und Unfrömmigkeit, um nicht zu sagen, Gottlosigkeit der sogenannten Rationalisten ihr eigentliches Hauptlager an eben selbiger Universität aufgeschlagen hat. Zu welcher Fahne hat denn der Herr Studiosus geschworen? Hat er sich den Streitern für den echten Glauben zugesellt, oder ist er unter die Zweifler und Rationalisten gegangen?"

Werner antwortete ausweichend: „Ich bin noch im Begriff, die verschiedenen Standpunkte nach ihren Grundlagen zu prüfen, kann mich also keineswegs schon bestimmt für den einen oder andern entscheiden."

„Ja, ja, der Apostel sagt freilich, man soll Alles prüfen und das Beste behalten; aber dennoch wäre es zu meiner Zeit keinem Studiosen der heiligen Theologie eingefallen, verschiedene Standpunkte zu prüfen, sondern wir nahmen getrost denjenigen Standpunkt ein, welchen uns gotterleuchtete Ausleger der Heiligen Schrift anwiesen, welches da war der Standpunkt auf dem wahren Glauben als der unerschütterlichen Grundlage unsrer geoffenbarten Religion. Zu damaligen Zeiten rechnete man die Prüfenden zu den vorwitzigen Zweiflern und Gotteslängnern, doch das wird jetzt Alles anders sein."

„Allerdings — sagte Werner unmuthig — gesteht man jetzt der Prüfung ihr volles Recht zu; man geht sogar so weit zu behaupten, ein Glauben ohne Prüfung sei kaum so hoch anzuschlagen wie ein durch redliches Denken und Forschen angeregter Zweifel. Wenn es dem Herrn Pfarrer recht ist, so können wir einmal das Alte oder Neue Testament im Grundtext aufschlagen, um bei jeder beliebigen Stelle, die streitig ist, die Berechtigung und Gründlichkeit der neueren Kritik zu erörtern."

Dieser Vorschlag war nun wohl dem Herrn Pfarrer keineswegs recht, denn er mochte kaum ein solches Buch besitzen oder, wenn er es besaß, verstehen. Er umging daher den Vorschlag und sagte: „Freilich, die Welt wird immer klüger und es ist nur zu verwundern, daß jetzt nicht die Henne vom Küchlein ausgebrütet wird. Ich wollte nur die unmaßgebliche Frage aufwerfen, ob denn unsre Bürger und Bauern auch von einem Prediger werden wissen wollen, der sich erst durch Prüfung überzeugen muß, in wie fern das Christenthum wirklich die heilige und seligmachende Religion sei. Da jede Prüfung auch verneinend ausfallen kann, so erscheint es mir höchst problematisch, ob es die Gemeinde mit einem Seelsorger wird wagen wollen, der da so viel geprüft hat."

Werner wünschte die unerquickliche Unterhaltung

abzubrechen und er machte daher nur mit verdroßnem Tone den Einwand: „Nach meiner Ansicht steht sich jede Gemeinde bei demjenigen Seelsorger am besten, der den Weg, auf welchem er sie leiten soll, am genausten kennt.“

„Ja, ja — sagte Kneisius, der die Absicht Werner's merkte, aber sein Opfer noch nicht loslassen wollte — die Gemeinden, die Gemeinden, die wollen freilich mitunter klüger sein als die Seelsorger selbst. Aber das ist nicht die Schuld der armen Heerden, das ist die Schuld derer ungetreuen Hirten, die da schwachen Herzens und schwankenden Glaubens sind, die mit schönen Worten und weltlichem Wissen ihren Mangel an echtem Christenthum verdecken wollen. Kommt dann ein treuer Hirte an die Stelle eines solchen ungetreuen, so gläubet ihm die Heerde nicht und murret wider ihn und will ihm nicht folgen. Auch ich habe die Erfahrung gemacht und vielfach zu leiden gehabt unter dem, was in solcherlei Rücksicht von meinen Vorgängern gefehlet ist.“

Werner fuhr auf wie von einem giftigen Thiere verwundet. „Mein Vater — sagte er heftig — war gewiß ein eben so pflichttreuer Seelsorger als ein braver Mann in jeder andern Hinsicht.“

Kneisius sagte mit einigem Hohn: „Man war ja wohl zu den Lebzeiten des Herrn Vaters noch

allzu jung, um aus eignen Erfahrungen zu sprechen; man kennt ja wohl des Herrn Vaters Amtsführung und sonstige Qualitäten nur aus den Berichten der Frau Mutter, welche Quelle zum wenigsten die nächste ist. Ich aber, dem die Lehre des göttlichen Wortes nachher in dieser Gemeinde anvertraut gewesen ist, darf und muß behaupten, daß der mehrerwähnte Herr Vater, mein Vorgänger im Amte, nicht mit dem Worte Gottes geschaltet hat, als wäre es ein zweischneidiges Schwert, sondern vielmehr so, als wäre solches ein Blumenstab. Dies wurde meinem Herrn Vorgänger — und gewiß mit Recht — als große Herzensgüte ausgelegt, welcher denn auch die gebührende Anerkennung zu Theil geworden ist und welche annoch in so frischem Andenken steht, daß selbige mir zum öftern gleichsam als Vorbild und Muster aufgestellt wird, ich selbsten aber als zu hart und strenge gelte. Wie sich denn nicht anders erwarten läßt, wenn einmal der Popularität und Beliebtheit nachgestrebt wird, so verfuhr der Herr Vater zugleich so nachsichtig bei der Einziehung gesetzmäßiger Gebühren, daß die Accidenzien der Stelle fast unter die Hälfte ihres früheren Werthes herabgesunken sind. Gegen sothane ausbündige Menschenfreundlichkeit kommt dann freilich kaum in Anschlag, daß die eignen Vermögensumstände beträchtlich darunter leiden und daß man dabei Gefahr

läuft, Wittwe und Waisen in Dürftigkeit zu hinterlassen, so daß sie hauptsächlich auf Unterstützung aus denen öffentlichen Kassen angewiesen sind; es kommt gegen die erwähnte Menschenfreundlichkeit und die dadurch erlangte Beliebtheit noch weniger in Anschlag, daß dem Nachfolger im Amt auf solcherlei Weise ein sehr erheblicher Nachtheil zugefügt wird."

Da hier Kneisius eine kleine Pause machte, um zurückgelehnten Hauptes die erlöschende Pfeife durch einige lebhafte Züge in Gang zu bringen, so wollte Werner das Wort ergreifen und sagte mit schwer unterdrücktem Zorne: „Ich denke, Herr Pfarrer — —"

Aber Kneisius fiel heftig ein: „Ich weiß schon, was hierauf gesagt werden soll. Freilich, freilich, die Wittwe eines so humanen und liberalen Menschenfreundes kann dem Nachfolger im Amt nicht ganz gerecht werden und wieder zu seinem Schaden verhelfen, weil die Mittel fehlen; sie kann ihm nicht einmal das vergüten, was ihm rechtlich und gesetzlich zukommt, wie ich denn leichtlich den Beweis hierzu liefern könnte."

In seinem Eifer griff er nach dem apokryphischen Buche, das auf dem Tische lag, um es aufzuschlagen, doch er besann sich noch zur rechten Zeit und zog die Hand zurück, indem er heftig fortfuhr: „Ich kann es aktenmäßig beweisen, daß die Frau Mutter des Herrn Studiosus mir annoch zehn Thaler restirt für einen

Ausfall von Gebühren, den mein Vorgänger eigenmächtig bewilligt hat. Ich bin nicht der Mann, um Wittwen und Waisen zu drücken, selbst dann nicht, wenn die in Frage kommende Wittwe noch hinreichende Mittel hat, um ihren Sohn studiren zu lassen; aber ich habe doch auch Rücksichten gegen mich selbsten und gegen meine unversorgte Tochter zu nehmen, ich habe Rücksichten zu nehmen gegen meinen dereinstigen Nachfolger, auf daß ich ihn nicht durch eine derartige sorglose, gewissermaßen leichtfertige und, so zu sagen, gewissenlose Amtsführung in Schaden und Nachtheil bringe."

Werner war zornig aufgestanden und sagte: „Herr Pfarrer, so lange Sie Ihren Unmuth bloß an mir ausließen, habe ich ihn geduldig ertragen; wenn Sie denselben aber gegen meinen verstorbenen Vater oder gegen meine Mutter wenden, so können Sie nicht erwarten, daß ich einen ruhigen Zuhörer abgebe. Es ist aller Welt bekannt, daß meinem Vater ebensowohl von Seiten des Consistoriums das ehrenvollste Zeugniß als von seiner Gemeinde die allgemeinste Liebe zu Theil geworden ist; wenn also Jemand, dem vielleicht beides fehlt, ihn darum beneidet und deshalb verlästert, so mag ich den rechten Namen nicht gebrauchen, der einem solchen Verfahren gebührt. Was aber meine Mutter betrifft, so ist sie Ihnen, so viel ich weiß, nichts mehr

schuldig, nachdem Sie dieselbe in Ihrer Weise gehörig ausgepreßt haben. Dennoch werde ich den Kirchenvorsteher Fröbel hierüber befragen, und sind Ihre Ansprüche auch nur halb, ja nur zum zehnten Theile begründet, so sollen Sie noch heute die zehn Thaler haben. Und damit Gott befohlen!"

Er verließ nach dieser heftigen Rede das Zimmer so schnell, daß er keiner Abschiedsworte des Predigers mehr theilhaftig wurde und daß er die vor der Stubenthüre horchende Gabriele beinah umgerannt hätte, da sie keine Zeit zum Rückzug behielt. Die Erzürnte verfolgte den die Treppe hinunter Eilenden mit einigen nicht eben allzu höflichen Redensarten.

Bei einem Uebergange aus dem Fegefeuer in das Paradies könnte man keinen wohlthuenderen Wechsel verspüren, als ihn Werner empfand, da er aus dem Predigerhause, das voll Bosheit und Streit war, in die mütterliche Wohnung eintrat, wo nur Liebe und Eintracht herrschten.

Die Mutter fragte sogleich: „Nun, hast du den Herrn Pfarrer angetroffen? War er auch freundlich und entgegenkommend — — doch, mein Gott, wie erhitzt siehst du aus! Hat es etwas Unangenehmes gegeben?"

„Das kann ich nicht grade sagen, aber in Aufregung hat mich der Pfarrer allerdings versetzt. Er ist

nun einmal unser aller Feind, und seine Tücke, Heuchelei und Bosheit empören mich."

„Man mag eher — sagte die Mutter — die Fehler seiner Freunde als seiner Feinde aufsuchen, denn bei diesen geschieht's nicht aus gutem Herzen und nicht mit ungetrübten Augen."

„Hast du auch — fragte Elise — Fräulein Gabriele gesehen?"

„Diesen Cerberus der Höhle des Pfarrers? Sie hat, wie ein ordentlicher Haushund, mich angebellt bei meinem Kommen und dann mir wieder nachgebellt bei meinem Weggehn."

„Pfui, Bruder, wer wird so reden!"

„Ich merk' es wohl — sagte die Mutter — der Herr Pfarrer hat etwas Unangenehmes geredet."

„Etwas Angenehmes, wenigstens gegen einen aus unserem Hause, ist wohl nie über seine Lippen gegangen. Uebrigens sprach er mir von zehn Thalern, die du ihm noch schuldig wärst, liebe Mutter. Weißt du irgend etwas davon?"

„Er hat mir schon oft davon geredet und ich habe deshalb mit Fröbel darüber gesprochen, der meint aber, ich wäre nicht verpflichtet, die zehn Thaler zu bezahlen."

„Ich will gleich zu Fröbel hingehn und ihn nochmals um die Sache befragen. Hat der Pfarrer auch

nur einen Schatten von Anspruch auf das Geld, so soll er es noch heute haben."

„Lieber Werner — sagte die Mutter ängstlich — ich habe grade nicht so viel Geld im Hause, sei darum nicht gar so hastig."

„Geld? — rief Werner, eine Börse hervorziehend — hier ist Geld, darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen. Ich bin sogleich wieder da."

Als Werner stürmisch fortgeeilt war, fragte die Mutter: „Woher mag er nur das viele Geld haben?"

„Er hat es gewiß — antwortete Elise — auf gute Weise erlangt, darum bin ich nicht besorgt. Aber ich weiß nicht, der Bruder kommt mir überhaupt ganz anders vor als sonst. Schon gestern Abend war er so einsilbig, wie ich ihn nie gesehn habe, ging auf nichts recht ein, brachte nichts vor und erzählte nichts von der Universität, was er früher stets that. Und heute ist er so leidenschaftlich und aufgeregt, wie ich ihn noch gar nicht gesehen habe."

Die Mutter sagte seufzend: „Gott wird dies wie manches Andre dem Herrn Pfarrer verzeihen, denn er hat uns gewiß unsern Werner so wild gemacht."

---

### 3. Böser Wille und böse That.

Es ist nie unsre Absicht gewesen und wird sie auch nie sein, so lange wir die Feder führen zur Schilderung menschlicher Geisteszustände, solche vollendete Bösewichter dem Leser vorzuführen, wie sie die französische Poesie liebt und wie sie von ihr aus in die deutsche nachahmende Literatur übergegangen sind. Wir halten die Menschen weder von Natur für entschieden böse noch für fähig, sich bis zu einem solchen Grade von Bosheit zu entwickeln, daß sie das Böse thun, wie der Tugendhafte das Gute thut, eben weil es böse ist. Die schlechten Leidenschaften sind freilich schlimm und um so schlimmer, weil ihr Anfang so unscheinbar ist, weil sie so leicht schon in früher Jugend unter fast unzurechnungsfähigen Verhältnissen gepflegt werden, sich unter geeigneten Umständen unmerklich entwickeln, bis sie endlich als unwissentlich gehegte Schlangen erwachsen sind und nun ihre giftigen Bisse gegen manche fremde unschuldige Brust richten. Wir verwahren uns also allen Ernstes davor, daß wir in Kneifius einen vollendeten Bösewicht schildern wollen und wir erinnern deshalb daran, daß ihn Selbstsucht und Eitelkeit an vielleicht unmerklichen Fäden bis zu der moralischen Tiefe herabgezogen haben

mögen, in welcher wir ihn antreffen. Der Mangel an Herz und Gemüth machte ihn zum phrasenhaften Salbader und zuletzt zum unbewußten Heuchler; die Vergleichung der eignen Unbeliebtheit mit der anhänglichen Liebe, welche die Gemeinde noch immer dem unvergeßnen Vorgänger widmete, erfüllte ihn mit Neid und Mißgunst; ursprüngliche Sparsamkeit war bei dem Mangel an sonstigen Lebensfreuden in Habsucht und Geiz ausgeartet. Noch mehr ließe sich zu Gabrielen's Entschuldigung sagen, die bei dem frühen Verlust ihrer Mutter ohne weiblichen Einfluß geblieben war und die bei dem Vorbilde des Vaters nur so und nicht anders werden konnte. Dies nicht zu vergessen, möchten wir den Leser bei der Fortsetzung unserer Schilderung freundlich bitten. Kneisius hielt sich jetzt für tödtlich beleidigt durch Werner: wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir ihn bei seinem Charakter feindselige Schritte thun sehen. Seine reizlose Tochter konnte es nie verwinden, daß Elise viel schöner war als sie, daß dieselbe ebenso von der ganzen Gemeinde geliebt, wie sie selbst gefürchtet, ja gehaßt wurde. So waren beide Menschen voll Zornes und Grolles; sie rechneten ihren Gegnern Dinge als Verschuldung an, die sie für sich selbst als Vorzüge zu besitzen gewünscht hätten; sie suchten also diese Gegner mit allen möglichen Waffen zu bekämpfen und, so es anging, zu demüthigen.

Nachdem Werner weggegangen war, fühlte sich Kneisius sehr unangenehm aufgeregt. Es mochte ihm eine leise innere Stimme sagen, er habe eigentlich die Veranlassung zu Werner's Zorne gegeben und sei also im Unrecht; aber er übertäubte diese Stimme leicht durch den vermeintlich gerechten Unwillen über die empfangene Beleidigung. Wer das Bessere in sich zu unterdrücken gewohnt ist, dem wird es leicht genug, jede etwaige Reue durch erkünsteltes Zürnen nieder zu schlagen, jeden eignen Gewissensbiß in eine Anklage gegen den Widersacher zu verwandeln. Er versuchte umsonst, seine gewöhnlichen Geschäfte wieder vorzunehmen; immer kehrte sein Geist zu Werner und dessen Familie zurück und in seinem grollenden Unmuth schossen die spitzen Eiskrystalle der Rache feindselig empor.

Nach Verlauf einiger Zeit hörte er die Häusglocke schellen und es war ihm gleich, als stehe dies in Verbindung mit dem, was jetzt seine ganze Seele beschäftigte. Bald darauf brachte Gabriele ein kleines Päckchen mit Geld und reichte es dem Vater mit den Worten: „Klaus Heinrich hat das eben von Thormann's gebracht."

Kneisius öffnete das Päckchen, zählte das Geld bedächtig und sagte dann: „Es sind die zehn Thaler, die ich seit Jahren von der Wittwe Thormann verlangte und deren Zahlung sie mir bis jetzt verweigert hat."

Während er das Geld in seinem Pulte einschloß, bemerkte Gabriele: „Ich möchte nur wissen, woher sie das Geld haben. Ich weiß bestimmt, daß sie gestern noch keines hatten, denn sie sind die drei Thaler, welche sie dem Fleischer aus der Stadt vom vorigen Monat zu bezahlen haben, schuldig geblieben und haben ihn auf das nächste Mal vertröstet. Der Sohn hat also das Geld mitgebracht."

„Vielleicht — meinte der Vater — hat ihnen auch Fröbel die zehn Thaler geliehen, dieser übermüthige und boshafte Mann, den ich wohl einen Nagel zu meinem Sarge nennen darf. Doch muß es allerdings mit dem jungen Thormann eine besondre Bewandtniß haben. Ich fühlte ihm etwas auf den Zahn; doch er schützte vor, er sei krank gewesen und wolle die Landluft genießen. Je mehr ich mir die Sache überlege, um so wunderlicher kommt sie mir vor. Wenn der junge Mensch so weit von seiner Krankheit genesen war, daß er die Reise hierher in dieser Jahreszeit machen konnte, so stand der Fortsetzung seiner Studien der Gesundheitszustand wohl schwerlich im Wege; es liegt somit seinem Kommen ein anderweitiger Zweck zum Grunde. Es ist sehr möglich, daß er von seiner Mutter und Schwester, oder auch von dem bösen Fröbel aufgehetzt worden ist, hierher zu kommen, damit er an deren Intriguen und Kabalen gegen mich Theil nehme und

die Gemüther zu seinen Gunsten für eine künftige Wahl bearbeite."

„Das wäre recht schändlich — schaltete Gabriele ein — und sieht den Leuten ganz ähnlich."

„Aber es ist auch sehr möglich — fuhr der Vater fort — daß die Veranlassung, welche den jungen Menschen hierher trieb, nicht in unsren hiesigen Verhältnissen, sondern in irgend welchen Umständen liegt, die zu der von Werner verlassenen Universität in Beziehung stehen."

„Was könnte das sein?"

„Gieb nur Acht. Erstlich kann der junge Mensch Schulden gemacht haben, die er nicht zu bezahlen im Stande war und er hat sich deshalb aus dem Staube gemacht oder ist „durchgebrannt," wie zu meiner Zeit die Studenten zu sagen pflegten."

„Es wäre wohl möglich — meinte Gabriele nachsinnend — ist aber doch nicht wahrscheinlich, denn in solchem Falle hätte er gewiß kein baares Geld mitgebracht."

„Zweitens kann aber der Patron einen schlechten Streich verübt und deshalb Fersengeld gegeben haben."

Auch dies wollte Gabriele noch nicht recht einleuchten und sie wandte ein: „Ich weiß nicht: wenn er auch kein Muster von Vortrefflichkeit und kein Tugendprinz ist, wie seine Mutter und Schwester aus ihm

machen, im Gegentheil ein recht naseweiser, aufgeblasener und hochmüthiger Bursche, so fürchte ich doch, er begeht keine Streiche, um die er bestraft werden könnte."

„Das verstehst du nicht, Gabriele. Er braucht nicht gestohlen oder betrogen oder dergleichen gethan zu haben; aber die Studenten verstoßen leicht durch Uebermuth und Uebereilung gegen die akademischen Gesetze, zumal in der jetzigen Zeit, wo mancherlei politische Händel in Betracht kommen und sie werden dann oft strenger bestraft, als wenn sie ein sogenanntes gemeines Verbrechen begangen hätten. Es kann immerhin der Fall sein, daß in Rede stehendes Subjekt sich ein derartiges Vergehen hat zu Schulden kommen lassen und in Folge dessen das consilium abeundi d. h. die gelindere Verweisung oder gar die relegatio d. h. die strenge Entfernung erfahren hat, oder einer Untersuchung durch die Flucht entgangen ist."

Die grauen Augen Gabrielens leuchteten vor Schadenfreude bei Eröffnung dieser Möglichkeiten und sie sprach eifrig: „Das wäre prächtig, wenn die Hoffahrt der Bettelfamilie einmal recht empfindlich gedemüthigt würde! Ich wollte — wer weiß: wie viel? — darum geben, wenn wir dahinter kämen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt."

„Höre weiter, Gabriele. Ich habe alles dies reiflich erwogen und mir ist ein geeigneter Weg eingefallen,

wie wir sicher dahinter kommen. In der Universitätsstadt wohnt mein alter Bekannter Mischling, der dorten als Prediger in der Vorstadtgemeinde seit vielen Jahren fungirt. Wie wäre es, wenn ich das Porto daran wendete und an selbigen alten Bekannten einen Brief absendete, worin ich ihn um Auskunft bäte?"

„Vortrefflich, Vater! Und ich will dir etwas sagen: der Schäfer Hermann ist uns einen Thaler schuldig, wie du weißt, das Geld ist aber so gut wie verloren. Wir könnten nun den Schäfer nach der Stadt schicken, damit er sich das Geld abverdient. Lebensmittel kann er sich mitnehmen und die paar Groschen für die Streu auf einige Nächte will ich ihm aus meiner Tasche zulegen. Die Post ist so langsam und dabei so unsicher; man lebt immer in der Angst, ob ein Brief auch angekommen ist, besonders wenn man ihn hat frei machen müssen. Der Hermann aber kommt in wenigen Tagen zurück und bringt die Antwort gleich mit. Was meinst du dazu?"

„Es ist ein sehr guter Gedanke. Wir dürfen die Geldausgabe nicht scheuen. Sprich du mit dem Schäfer Hermann, vergiß aber nicht, die gehörige Vorsicht anzuwenden und auch dem Manne anzuempfehlen. Gieb ihm noch einige sonstige Aufträge mit, dann erscheinet der bewußte Brief um so unverfänglicher. Ich werde mich sogleich an die Abfassung des Schreibens machen."

Kneisius schrieb nun einen Brief, der in seiner Art ein Meisterstück war. Er schien aus bloßer Theilnahme für die arme Wittwe seines Vorgängers wissen zu wollen, wie es um deren Sohn stände; er ließ geschickt auf den letzteren, ohne ihn geradezu anzuklagen, einige verdächtigende Streiflichter fallen; er gab zu verstehen, daß es ein gutes Werk wäre, hinter die Schliche des jungen Menschen zu kommen, wenn sein Verlassen der Universität einen andern Beweggrund habe als den vorgeschützten wegen geschwächter Gesundheit.

Der Brief ging ab und sowohl der Vater als die Tochter warteten mit höchster Spannung auf die Wiederkehr des Boten.

Als derselbe endlich, nachdem viel und oft auf seine Langsamkeit gescholten worden war, ankam, keuchend unter der Last der von Gabriele bestellten Sachen und einen Brief abgab, und als Kneisius mit vor Erwartung zitternder Hand diesen geöffnet hatte, so las er, indem Gabriele über die Schulter des Vaters mit hinein sah, Folgendes: „Mein in Christo geliebter Bruder und „Freund! Es ist mir angenehm gewesen, nach längerer „Zeit von Ihnen Etwas zu vernehmen, nur wünschte „ich, daß die Veranlassung zu Ihrem Schreiben eine „erfreulichere gewesen wäre. Denn ich kann leider nichts „sagen, was der bekümmerten Wittwe und Mutter zum „Troste gereichen möchte, vielmehr nur Thatsachen be-

„richten, welche deren Herz bekümmern und beschweren „müssen und in Folge dessen auch Ihrem christlichen „Gemüth, verehrter Freund, zum Leidwesen gereichen „werden. Einer Erkundigung nach dem Studiosus „Thormann und seinen Verhältnissen bedurfte es um „so weniger, als er und seine Fatalität in aller Leute „Munde leben, ja ein wahres Stadtgespräch sind. Be„sagter Thormann gehört einer staatsgefährlichen und „fast hochverrätherischen Verbindung an, ist deshalb „sowie wegen thätiger Beleidigung eines Polizeibeamten „in gefängliche Haft gebracht und zur Untersuchung „gezogen worden. Weil aber seine Spießgesellen fürchten „mochten, daß die angestellte Untersuchung auch für sie „bedenklich ausfallen dürfte, so haben sie den Thor„mann mit Gewalt aus seinem Gefängniß befreit und „er ist entsprungen. Es sind die schärfsten Maßregeln „ergriffen worden. Der frühere Prorektor, der sich „gegen den Studenten-Unfug saumselig benommen und „überhaupt zu den allerverrufensten Rationalisten ge„hört, wurde abgesetzt; man hat von außen her Truppen „zu Fuß und Roß requirirt; es ist eine Untersuchung „gegen die Rädelsführer eingeleitet; der entsprungne „Thormann aber wird steckbrieflich verfolgt. Wie ich „mit Verwunderung aus Ihrem geschätzten Schreiben „ersehe, verweilt der entsprungne Verbrecher in Ihrem „Orte. Es steht also ganz in Ihrem Belieben, wie

„Sie nach Maßgabe der Umstände zu handeln vor-
„ziehen: ob Sie in Berücksichtigung der unglücklichen
„Mutter dem Sohne wollen eine Warnung zukommen
„lassen, oder ob Sie es für gerathner halten, daß der
„mißrathene Mensch durch die Zuchtruthe des Wehes
„möglicher Weise zu einer christlichen Besserung geführt
„werde, in welchem Falle Sie die geeigneten Maßregeln
„zu treffen wissen werden. Ich bin u. s. w. u. s. w."

Diese Nachrichten übertrafen die kühnsten Erwartungen der übelwollenden Menschen. Gabriele schlug vor Freude in die Hände und Kneifius war so berauscht von dem süßen Gift befriedigter Rachsucht und Schadenfreude, daß er — wir dürfen diese Gottlosigkeit nicht verschweigen — mit dankbarer Rührung zum Himmel aufschaute!

„Was sagst du dazu, Gabriele?" fragte endlich der Vater.

„Es ist schrecklich — antwortete mit einiger Mäßigung ihrer Freude die Tochter — aber es ist den Leuten, die uns immer so zuwider gewesen sind, ganz recht. Jetzt kann die Mutter nicht wieder so unausstehlich prahlen mit ihrem Werner; nun darf das eitle Ding, die Elise, die Augen nicht mehr aufschlagen vor den Leuten und es soll mich wundern, ob sie's am nächsten Sonntag wagt, sich öffentlich in der Kirche zu zeigen. Denn du wirst es ihnen doch gleich sagen, nicht wahr, Vater?"

„Es ist meine schmerzliche aber eine christliche Pflicht. Wenn der verlorne Sohn seine arme und hilflose Mutter solchergestalt täuscht, so darf ich ihn darin nicht unterstützen und mich dadurch gleichsam zum Mitgenossen des Frevels machen. Aber ich fürchte, ich habe auch noch eine andre Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen, die mir gleich sauer wird; indessen wo der Herr durch das Gewissen zu uns spricht, da dürfen wir nicht wanken und nicht verzagen."

Gabriele errieth ihn zu gut, um einer weiteren Aufklärung zu bedürfen. Er aber setzte sich hin und schrieb abermals an den Freund, um ihn gleichsam im Interesse der Wittwe und zum Besten des jungen Verbrechers zu bitten, daß er dem dortigen Polizeiamt Anzeige von dem gegenwärtigen Aufenthalte Werner's mache. Darauf steckte er den erhaltenen Brief zu sich, übergab den eben geschriebenen Gabriele zur Besorgung und verließ das Haus. Als er sich der Wohnung der Wittwe näherte, begann er zu zögern; denn so gern er sich an der Niederschmetterung seines jungen Widersachers geweidet hätte, so fürchtete er doch in Wahrheit den Zornesausbruch desselben bei einer solchen Scene. Er wollte daher schon umkehren und der Wittwe sein giftiges Mittel in Form eines Briefes beibringen, als er aus der Entfernung wahrnahm, wie Werner das Haus verließ und, ohne ihn zu bemerken, eine entge-

gengesetzte Richtung einschlug. Da schritt er mit Sicherheit auf die Wohnung zu und trat bald darauf in das Zimmer ein, in welchem er die Wittwe allein fand.

Seine auffallend geschmeidige Begrüßung wurde von Werner's Mutter zwar höflich aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung erwidert; denn so leicht sie Kränkungen verschmerzte, welche gegen sie selbst gerichtet waren, so konnte sie doch nicht ganz vergessen, daß dieser Mann ihrem Sohne Unangenehmes zugefügt hatte.

Nach einigen gleichgültigen Redensarten und Erkundigungen fragte Kneifius wie beiläufig: „Der Herr Sohn ist wohl gegenwärtig nicht anwesend?"

„Er ist so eben ausgegangen."

„Ich wollte ihm sonsten mein schuldiges Gegencompliment machen. Nächstdem wollte ich aber auch Ihnen bemerken, Frau Schwester, daß es mit den zehn Thalern nicht solche Eile gehabt hätte."

„Mußten sie einmal bezahlt werden, so war es jetzt ja besser als späterhin."

„Und was ich sagen wollte: der Herr Sohn ist also krank gewesen?"

„Ja, Herr Pfarrer."

„Hm, hm, — und will sich zur besseren Stärkung der Gesundheit einige Zeit bei Ihnen aufhalten?"

„Ja, Herr Pfarrer."

Nach kurzer Pause, nach einigem Räuspern und

nach verschiednen Blicken in die Höhe begann der Pfarrer mit möglichst sanfter Stimme: „Glauben Sie mir, Frau Schwester: ich hab' es besser mit Ihnen im Sinne, als Sie vielleicht meinen und denken. Ihr seliger Herr Gemahl, mein Vorgänger im Amte, war gewiß ein sehr braver und guter Mann, wiewohl er mir manchen Nachtheil zugefügt hat durch Verkürzung meines Einkommens und meiner Reputation. Wollte ich solches seiner Wittwe nachtragen, so wäre da unchristlich und ich darf in Wahrheit behaupten, daß ich es gut mit Ihnen meine, wenn Sie das vielleicht auch nicht immer nach seinem vollen Verdienst eingesehen haben. So führet mich auch jetzt meine gute Meinung und Absicht zu Ihnen, um einige Worte über den Herrn Sohn mit Ihnen zu sprechen. Ja, ja, die Herren Studiosi überlassen sich manchmal dem leichten Sinn ihrer Jugend und führen unterschiedliche Streiche von größrer oder geringrer Tadelnswürdigkeit und Strafbarkeit hinter dem Rücken derer Eltern aus."

Da er weiter reden wollte, unterbrach ihn die Wittwe: „Wenn Sie mir einen Verdacht gegen meinen Werner beibringen wollen, Herr Prediger, so machen Sie sich eine vergebliche Mühe. Mein Sohn ist gut, er hat Gott im Herzen getragen und mich, seine Mutter, immerdar geehrt nach den Vorschriften des heiligen Wortes Gottes. Darum wird es ihm auch wohl

gehen auf Erden, denn der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. Er wird mit Gott ein rechtschaffner Mann werden, wie sein Vater war und ein ordentlicher Prediger, wohlgefällig vor dem Herrn und geliebt von seiner Gemeinde, wie es sein Vater auch war."

Diese unbeabsichtigte, aber darum nicht weniger schmerzhafte Berührung der verwundbaren Stelle des Geistlichen brachte ihn in Harnisch; er sagte weniger sanft und gedehnt: „Wenn nach den Worten der Schrift der Eltern Segen den Kindern Häuser baut, so reißet diese doch die Thorheit der Kinder leichtlich wieder ein. Der Herr Sohn Werner hat sich allerdings solche Streiche, auf die ich vorher mild und schonend hindeuten wollte, zu Schulden kommen lassen. Getäuschten und verblendeten Eltern die Augen über die Verirrungen ihrer Kinder zu öffnen, ist die Pflicht eines jeden rechtschaffnen Mannes und zumal eines Geistlichen und Seelsorgers, obwohl der Dank für solche Bemühung nicht eben groß zu sein pflegt. Sollte aber auch eine Mutter in der Schwäche ihrer Liebe und eine Schwester in ihrer thörichten Verblendung derartige Verirrungen des Sohnes und Bruders entschuldigen wollen, ja sollte der Menschenfreund auch nicht geneigt sein, einen Stein auf den Jüngling ob dieser Verirrungen zu werfen, so pflegen letztre doch nicht dem strafenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entgehen."

Die Wittwe sah ihren Quäler höchst erschrocken an und konnte kaum die Worte hervorbringen: „Was meinen Sie denn eigentlich, Herr Pfarrer?"

Er fuhr etwas milder fort: „Ich glaube Ihnen einen, wenn auch schmerzlichen, doch nützlichen Dienst zu erzeigen, indem ich Ihnen die Umtriebe Ihres Sohnes enthülle, auf daß Sie denselben durch geeignete Vorstellungen auf die rechte Bahn zurück zu bringen vermögen, worin ich Sie gerne durch meine Bemühungen unterstützte, wenn ich nicht mit Grund voraussetzen dürfte, daß bei ihm mein Wort keine gute Stätte finden würde."

„Um Gottes willen — rief die Wittwe angstvoll — Sie wollen doch nicht sagen, daß mein Werner ein schweres Unrecht begangen hat? Das ist ja gar nicht möglich!"

Der Prediger erwiderte langsam: „Nachdem ich Sie, Frau Schwester, wie es einem Christen und zumal einem Seelsorger ziemt, gehörig vorbereitet habe und indem ich noch die Bitte voraussende, daß Sie den Schlag als eine vom Himmel zugesandte Prüfung betrachten und darum mit frommer Fassung ertragen mögen, muß ich Ihnen eröffnen, daß Ihr Sohn durch Steckbriefe verfolgt wird."

Es war, als sänke die alte Frau in sich zusammen vor Schreck bei diesen furchtbaren Worten. Ihre

an sich schon blassen Züge verloren jeden Schimmer von Farbe und sie stammelte kaum hörbar: „Mein Werner ist kein Verbrecher, mein Werner ist gewiß unschuldig.“

Der Prediger wäre vielleicht nicht weiter gegangen, ja er hätte vielleicht mildernde und tröstende Worte gesprochen, aber die umständliche und auf Großes vorbereitende Einleitung, die er vorausgeschickt hatte, nöthigte ihn nun gleichsam, sich selbst Wort zu halten durch die Schwere und Bedeutung dessen, was er mitzutheilen hatte. Er fuhr daher fort: „Ihr Sohn ist auf Hochverrath angeklagt, in den Kerker geworfen worden, aus solchem unter dem Beistand andrer jugendlicher Verbrecher entsprungen und wird nun steckbrieflich verfolgt.“ Er hatte den Brief hervorgezogen und entfaltet und legte ihn offen auf den Tisch.

Die arme Frau erlag dem Gewicht dieser Nachrichten; ihre Kräfte verließen sie und sie sank in ihrem Sessel zusammen, die thränenden Augen unter der Schürze verbergend. Kneifius war nicht ohne alles Mitleid mit der Geängstigten und doch war ihm nicht recht ein Genüge geschehen: er wollte, die Frau sollte in Jammer und Klagen ausbrechen, sie sollte Verwünschungen gegen den Sohn ausstoßen, dieser stumme Schmerz konnte nicht zufrieden stellen, weil sich ihm gar kein Maß der Empfindung entnehmen ließ. So fuhr denn der Peiniger, scheinbar trösten wollend fort: „Hoch-

verrath ist zwar ein schweres Verbrechen, es wird von manchen, um nicht zu sagen, von allen Gelehrten über sämmtliche übrigen Verbrechen gestellt, wie denn auch in diesem Verhältniß mit denen äußersten Strafen belegt. — Die Geschichte zeigt uns solches sattsam an Ravaillac, Patkul, Ankarström und Andern — nichtsdestoweniger giebt es aber auch geringre Grade und Abstufungen des Hochverrathes, die nur mit lebenswieriger Inhaftirung oder Landesverweisung bestraft werden, sintemalen die Galeerenstrafe, worauf sonsten leichtlich in solchen milderen Fällen erkannt wurde, bei uns nicht üblich und aus vielen Gründen nicht thunlich ist. Ich habe demnach die Hoffnung und das feste Vertrauen, daß das Vergehen Ihres Sohnes in eine der gelinderen Kategorien fällt, demgemäß also auch die Strafe eine mildere sein wird."

Das Wort „Hochverrath" hat für jedes Ohr, um so mehr für dasjenige einer in Zurückgezogenheit lebenden alten Frau einen furchtbaren Klang. Dieses schreckliche Wort stand nun gar in so furchtbarer Beziehung zu ihrem geliebten Werner; kein Wunder daß eine tiefe Ohnmacht sie dem grausamen Trost des Predigers entriß.

In diesem Augenblicke trat Elise in die Stube und begrüßte erstaunt den seltnen Besuch, aber da fielen ihre Augen auf die zusammengesunkne verhüllte Gestalt der Mutter, wehklagend stürzte sie zu ihr, entfernte

hastig die Verhüllung, starrte in das bleiche, stille, leblose Gesicht und schrie mit schneidendem Jammerton: „o Gott, o Gott, meine Mutter ist gestorben!"

Auf Kneisius blieb diese Scene nicht ohne Eindruck; er suchte Elise zu trösten; er schlug ihr die Anwendung verschiedner Hausmittel vor, aber sie hörte ihn nicht, sie umklammerte die Kniee der theuren Mutter und fuhr in ihren Klagen fort. Da trat auch Werner ein. Schon draußen hatte er die jammernde Stimme der Schwester vernommen; er stürzte in das Zimmer, erblickte die leblose Mutter, kniete neben die Schwester hin und rief in der furchtbarsten Angst der Verzweiflung: „O meine Mutter, meine liebe, liebe Mutter!"

Dieser Ton fand einen Weg zum Mutterherzen und setzte den erstarrten Blutstrom wieder in Bewegung; über das erloschne Gesicht flog ein aufhorchender Zug, dann öffneten sich langsam die Augenlider, fielen aber gleich wieder schwer darnieder. Werner athmete jedoch bei diesem ersten Zeichen des wiedererwachenden Lebens tief auf; er erschöpfte sich in liebkosenden und zärtlichen Worten, während die Schwester, die nun auch mehr Fassung gewann, stärkende Sachen herbeiholte. Nun schlug die Mutter die Augen wieder auf, sah aber starr vor sich hin, als müsse sie sich besinnen.

„Wie ist dir, theure Mutter?" fragte Elise.

„Etwas schwach. Also du bist da, meine liebe Tochter? Wo ist denn Werner?“

„Ich bin hier, theuerste Mutter; deine Kinder sind bei dir.“

„Meine geliebten Kinder!“ sagte die Kranke mit dem innigsten Tone der Mutterzärtlichkeit. „Ich habe euch noch, da ist alles gut. Und Werner hat kein Verbrechen begangen, er wird mir nicht weggenommen.“

Werner zuckte auf, wie von einem Pfeile getroffen; er erhob sich und gewahrte nun erst den Prediger, der sich bei seiner Ankunft zurückgezogen hatte. Die Augen des Jünglings bekamen, während er in seinem Geiste die Anwesenheit des verhaßten Mannes, den Krankheits-Anfall der Mutter und deren letzte Worte in Verbindung zu setzen suchte, einen solchen Ausdruck von Wildheit, daß Kneisius irgend eine gewaltthätige Handlung fürchtete. Er bewegte sich in einem Bogen um Werner herum, um dem Tische nahe genug zu kommen und seinen Brief fortzunehmen, aber als er die Hand danach ausstreckte, riß Werner das Schreiben an sich, durchflog es mit den Augen und verstand nun freilich Alles. Er trat einige Schritte gegen den zurückweichenden Geistlichen vor und sagte mit gedämpfter aber vor Zorn bebender Stimme: „Sie sind ein Teufel.“ Dann warf er ihm das Papier hin und setzte hinzu: „Gehen Sie augenblicklich oder ich stehe Ihnen für nichts!“

Kneifius befolgte den drohenden Befehl eiligst und freute sich als er die Schwelle des Hauses hinter sich hatte. Als er in der eignen Wohnung ankam, vermochte er nicht, seiner Tochter, die neugierig auf ihn wartete, Rede zu stehen, sondern fragte nur, ob der Brief schon fort wäre und als ihm dieß bejaht wurde, begab er sich in sein Zimmer und schloß sich darin ein.

Nun mochte er es doch wohl bereuen, daß der Brief bereits abgesandt worden war.

---

## 4. Familienrath.

Am Abend desselben Tages saß die kleine Familie zusammen, zwar traurig und niedergeschlagen, aber in liebevoller Herzlichkeit. Die Mutter war durch die sorgende Tochterhand in ihrem Sessel weich und bequem gebettet, die Kinder saßen vor ihr, jedes eine ihrer Hände haltend. Da erzählte Werner ausführlich und wahrheitsgetreu die Begebenheit, die so unheilvolle Folgen für ihn nach sich gezogen hatte und wie er halbgezwungen geflohen wäre. Er schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ganz so schlimm ist die Sache nicht, wie der Pfarrer sie dargestellt haben mag, aber sie bleibt immer schlimm genug. Das Allerschlimmste freilich ist nun überstanden, da ihr meine Lage kennt; keine bedrohliche Folge, keine trübe Aussicht hat mich so bekümmert und bedrückt als der Gedanke, wie ich euch mein Unglück mittheilen sollte. Das ist nun geschehen und ihr verzeiht mir gewiß; ich war nur besorgt um den Schmerz, den ich euch machen würde, nicht aber darum, daß ihr mir zürnen würdet." Die Mutter hatte ihm gefaßt zugehört und war in tiefes Schweigen versunken, aber nicht, als ob sie erwogen hätte, in wie fern sie dem Sohne ihre Verzeihung zu Theil

werden lassen sollte, sondern weil sie ein stilles Dankgebet hielt dafür, daß ihr Werner nichts Schlechtes gethan hatte.

Elise war der Erzählung mit eifriger Aufmerksamkeit gefolgt; eine höhere Röthe hatte ihre Wangen gefärbt, sie sprach jetzt mit fast begeistertem Tone: „Du hast schon Vieles geduldet um deine That und mußt vielleicht noch Vieles dulden, aber das wird dir doch zum Trost und zur Erhebung gereichen, daß du eigentlich recht gehandelt hast, indem du einen so seltnen Beweis von aufopfernder Freundschaft gabst.“

Werner erwiderte seufzend: „So sah ich auch die Sache damals an, aber nun erscheint sie mir ganz anders. Es scheint mir jetzt, als habe ich recht leichtsinnig und unbesonnen gehandelt.“

„Verkleinere dich nicht selbst — rief Elise — es kann sein, daß die Folgen deines Opfers schlimmer sind, als es das Opfer eigentlich verdiente; aber nenne nicht eine Handlung, die aus einer schönen Regung des Gefühls hervorging, leichtsinnig und unbesonnen, weil ihre Folgen schlimm sind. Wenn die kalte Berechnung immer den Sieg über das warme Herz davontrüge, so würde nie etwas Großes und Außerordentliches geschehen.“

Schwermüthig schüttelte Werner den Kopf, indem er sagte: „Du läßt dich gewiß nur von dem äußern

Anschein blenden, während du selbst in gleichem Fall ganz anders gehandelt haben würdest."

„Traust du mir nicht zu, daß ich in gleichem Falle eben so viel opfern könnte?"

„Ohne Zweifel und gewiß noch weit mehr. Aber du würdest dein Herz erst befragen, bevor du das Opfer brächtest."

„Ich denke: eben das Herz treibt uns an, so zu handeln, wie du gehandelt hast."

Traurig sagte Werner: „Sage lieber, die Eitelkeit."

„Die Eitelkeit, Bruder?"

„Ja, Elise, die Eitelkeit der Tugend; denn man kann auch mit der Tugend prahlen und prunken. Es ist allerdings unter gewissen Umständen Tugend, ein Opfer zu bringen, wenn man nämlich ein näheres, unbedeutenderes Gut wegenei nes entfernteren, bedeutenderen aufgiebt. Opfert man aber dem Unwesentlichen etwas Wesentliches auf, so begeht man ein Unrecht; opfert man dem Unbedeutenderen etwas Bedeutenderes auf, so begeht man eine Thorheit. Fassen wir unsern Fall scharf ins Auge. Theodor hatte nun einmal die Unbesonnenheit begangen, den Gensdarmen zu beleidigen und mußte der Natur der Sache nach die Folgen tragen. Die schlimmste Folge wäre gewesen, daß man ihn zur Untersuchung gezogen und relegirt hätte, daß hierüber sein Vater erzürnt die

Hand von ihm abgezogen hätte. Dies konnte mir damals möglich scheinen; bei ruhiger Ueberlegung aber läßt sich leicht begreifen, daß der Vater unmöglich wegen eines so unbedeutenden Vergehens, wenn auch die Folgen noch so böse gewesen wären, dem einzigen Sohne lange hätte zürnen können, daß derselbe vielmehr Alles würde aufgeboten haben, die Schädlichkeit der Folgen zu vermindern oder aufzuheben, was ihm bei seiner Stellung und bei seinen Verbindungen leichter wie jedem Andern geworden wäre. Selbst allerschlimmsten Falls, wenn Theodor gar nicht weiter hätte studiren können, so ist die Familie meines Wissens so wohlhabend, daß sein Lebensweg dadurch nur geändert worden wäre. Nun nimm dagegen mich an. Den Zorn meiner Angehörigen brauchte ich freilich nicht zu fürchten, wohl aber die Möglichkeit, daß ich sie in mein Unglück rettungslos mit hinein reißen könnte. Ich setzte also unendlich viel mehr auf das Spiel wie Theodor: meine ganze Zukunft, denn mich kann nicht ein an Geld und Einfluß reicher Vater schützen und oben halten; das Unglück meiner Angehörigen, die fast keinen Gegenstand der Liebe haben außer mir, und die eine bessere Zukunft von mir erhoffen. Ich handelte also, indem ich dieses Opfer brachte, ebenso thöricht als unrecht. Schon bei der Reise hierher, noch mehr aber am heutigen Tage ist mir das deutlich geworden."

Elise schaute vor sich nieder, in Nachdenken versunken, dann sprach sie: „Wenn deine Handlungsweise auch nicht so ruhmwürdig sein sollte, wie sie mir im Anfang erschien, so ist sie doch gewiß im höchsten Grade zu entschuldigen.“

„Ich weiß nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen als die jugendliche Unbesonnenheit und den Mangel an augenblicklicher Ueberlegung, um das wahrhaft Edle von dem scheinbar Edlen zu unterscheiden. Außerdem konnte ich nicht ahnen, daß die Folgen so bedeutend und inhaltsschwer sein würden.“

„In solchen Augenblicken — sagte Elise — kann man ja unmöglich an Alles denken.“

„Das ist's eben, der Mangel an der schönen Tugend der Besonnenheit ist gerade anzuklagen. Ich habe dir einmal aus den griechischen Mythen von den beiden Brüdern erzählt, von Prometheus und Epimetheus, von denen jener alles voraus überlegte und darum der Schöpfer d. i. der Lehrmeister der Menschen wurde, dieser aber zuerst handelte und dann überlegte, also erst durch Schaden klug wurde; ihm hat die Menschheit alle Mängel und Gebrechen zu danken Sieh': ich bin ein rechter Epimetheus, ich begehe erst den Fehler und dann seh' ich ihn ein.“

„Besonnenheit — tröstete Elise — ist wohl erst nach vielen Erfahrungen im reifen Alter zu erlangen.“

„Schon der Jüngling — sagte Werner, der sich immer mehr in lebhaften Eifer hinein sprach — sollte mit aller Anstrengung sich diese Tugend zu eigen machen, weil grade er am leichtesten in den Fall kommt, statt des oft unscheinbaren Rechten das gleißendere Unrechte zu wählen. Wie ich mir die Sache denke, so kann das Weib diese Tugend eher entbehren, weil es so leicht nicht in die Gefahr kommt, gegen die heiligen Pflichten seines Herzens zu fehlen, die ihm höchstes und fast einziges Gesetz sind. Eben darum kann man an das Weib keine Ansprüche auf so allgemeine Tugenden stellen wie Vaterlandsliebe, Weltbürgersinn und dergleichen und darum geräth ein Weib so selten in einen eigentlichen Widerstreit der Pflichten, der dem Manne oft vorkommt und dem er, besonders in jüngeren Jahren, leicht unterliegt."

„Du willst — sagte Elise — mich am Ende der Unweiblichkeit überführen, weil ich deine Handlung gerühmt habe?"

„Das nicht. Ihr vermögt euch wohl in der Beurtheilung zu irren, denn ihr bewundert gern am Manne, was ihr selbst nicht besitzt und nicht besitzen sollt, aber im Handeln hättest du gewiß keinen solchen Irrthum begangen."

Elise schaute den Bruder mit einigem Erstaunen an, denn sie hatte ihn nie vorher solche Reflexionen

anstellen hören, sie ließ aber für jetzt die Sache fallen.

Die Mutter, der man noch immer große Schwäche anmerken konnte, die aber sonst durchaus nicht unwohl schien, sagte jetzt: „Was denkst du nun zu thun, Werner?"

„Ich bin noch nicht ganz einig mit mir und möchte auch vor allem gern deine Wünsche berücksichtigen, liebe Mutter. Mitunter denke ich, es sei am Besten, daß ich mich wieder vor dem Gericht der Universitätsstadt stelle und die Untersuchung ihren Gang gehen lasse."

„Das wolltest du thun?" rief Elise erschrocken.

„Sie werden dich wieder ins Gefängniß setzen — sagte die Mutter bekümmert — und nachher strenge bestrafen."

„Mein eigentliches Vergehen oder vielmehr dasjenige Theodor's, wofür ich eingestanden bin, ist an sich so unbedeutend, daß man selbst beim böfesten Willen doch keine große Strafe darüber verhängen kann. Und daß meine Genossen mich mit Gewalt befreit haben, wird man mir doch nicht anrechnen wollen."

„Ach, Werner, die Menschen sind schlimmer, als du meinst."

„Am Empfindlichsten — fuhr Werner fort — trifft es mich immer, daß ich auf ungewisse Zeit hin

in meiner Laufbahn gestört bin. Eben da, wo die Aussicht näher rückte, für meine theure Mutter und für meine liebe Schwester sorgen zu können, wieder weit zurück geschleudert zu werden, ist sehr hart."

„An mich mußt du nicht denken, mein Sohn; ich bin alt und mache keine Ansprüche mehr an das Leben, ich werde ruhig und freudig sterben, wenn ich nur weiß, daß es euch gut geht."

In Elisens Auge trat eine Thräne, aber nicht aus Besorgniß um das eigene Schicksal, sondern aus Trauer um die vernichteten Hoffnungen der Mutter, von denen nur ein Zittern der Stimme Kunde gegeben hatte.

„Was könntest du aber sonst thun?" fragte die Mutter abermals.

„Ich könnte vielleicht vorerst ein Unterkommen als Hauslehrer suchen, um das Weitre abzuwarten. Der Vater Theodors wird mir darin wohl behilflich sein können, und es dürfte am gerathensten sein, daß ich nach Rottenheim reiste und seinen Rath und Beistand in Anspruch nähme."

In diesem Augenblick hielt ein einspänniger Karren vor der Thüre, und der Fuhrmann schaffte einen Koffer ins Haus; dann trat er in das Zimmer und sagte, daß man ihn auf der Post in der Stadt gefragt habe, ob er den Koffer mitnehmen wolle und natürlich

habe er sich gern bereit erklärt; auch habe er einen Brief mitgebracht. Werner erkannte in dem jungen Menschen einen ehemaligen Kindheitsgefährten, den er nicht bewegen konnte, seine Mühe sich vergüten zu lassen. Als derselbe sich entfernt hatte, erbrach Werner den Brief, worin sein Freund Schramm ihm so ziemlich dieselben Neuigkeiten meldete, welche Kneisius mitgetheilt erhalten hatte und zuletzt die herzlichsten Grüße von allen Bekannten, namentlich auch von Theodor, beifügte. Es lag aber noch ein besondres versiegeltes Blatt in dem Briefe und als Werner dieses öffnete, war er nicht wenig überrascht, vom bisherigen Prorektor folgende Zeilen zu lesen: „Mein lieber junger „Freund! Von den allgemeinen Verhältnissen unserer „Universität werden Sie hinreichende Kunde haben, „was aber Ihre besondre Angelegenheit betrifft, so „gewährt dieselbe noch keinen Anschein zu einer gün„stigen Wendung. Man will Sie nun einmal mit aller „Gewalt zum Märtyrer der Burschenschaft machen und „setzt außerdem seinen besondern Eigensinn und Stolz „darin, Ihrer wieder habhaft zu werden, um Sie auch für „die gewaltsame Befreiung büßen zu lassen. Es werden „deshalb, sobald man Ihren Aufenthaltsort erfährt, „diesseits Schritte geschehen, Ihre Auslieferung zu ver„langen und es läßt sich nicht erwarten, daß man in „Ihrer Heimat sich anders als nachgiebig bezeigen

„werde. Wenn Sie daher auf irgend eine Weise sich „der Auslieferung entziehen könnten, so würden Sie „zahllosen Plackereien und Schikanen entgehen. Ist die „Sache einigermaßen in Vergessenheit gerathen, so kön- „nen Sie gefahrlos wieder hervortreten. Einem jungen „Mann von Ihrem Geiste und von Ihren Kenntnissen „kann eine gute Zukunft nicht fehlen und ich selbst „hoffe noch in den Fall zu kommen, daß ich das Mei- „nige dazu beitragen kann, Ihnen eine Ihrer würdige „Stellung zu verschaffen. Mit herzlichster Theilnahme „u. s. w. — u. s. w."

Nachdem Werner den Brief vorgelesen hatte, sagte die Mutter: „Siehst du, mein Sohn, der Mann, der es gewiß gut mit dir meint, räth dir auch, dich nicht wieder dem Gerichte zu stellen. Du wirst es also nicht thun."

„Nein, liebe Mutter, ich werde seinem Rathe und deinem Wunsche folgen, mich an Theodor's Vater wenden und ein unbemerktes Unterkommen suchen."

„Und der Professor — sagte Elise — der dir geschrieben hat, ist einer der gelehrtesten Männer an eurer Universität, und auch einer der berühmtesten, nicht wahr?"

„Er ist ohne Zweifel einer der gelehrtesten und berühmtesten Männer von allen, die überhaupt jetzt leben. Warum meinst du das?"

Weil ich dir zu Gemüth führen wollte, daß du in der Theilnahme eines solchen Mannes Erhebung und Muth finden sollst. Der Professor weiß nicht einmal, daß du gar nicht der eigentliche Thäter bist und doch hat er nur gute Worte und Hoffnungen für dich. Soll dich das nicht aufrichten?"

Allerdings richtete das Schreiben des Prorektors das Gemüth Werner's einigermaßen auf und noch wohlthätiger wirkte es auf die Mutter, die mit Freude ihren Sohn durch die Theilnahme und das Vertrauen eines so berühmten Mannes geehrt sah. Da sie sich nun aber sehr erschöpft fühlte, so wünschte sie zu Bett zu gehen, wobei ihr denn auch Elise sogleich behilflich war.

Dann saßen die Geschwister noch eine lange Zeit bei einander, von Vergangenheit und Zukunft sprechend, vor allem aber sich der Hoffnung hingebend, daß die Mutter morgen wieder ganz wohl sein werde. Früher abzureisen, als mit voller Beruhigung über ihren Gesundheitszustand, dagegen erklärte sich Werner mit aller Bestimmtheit.

---

## 5. Der Mutter Krankheit.

Die Hoffnungen der Geschwister bewährten sich aber am andern Morgen nicht. Die Mutter stand zwar auf und nahm den gewohnten Platz im Sessel ein, aber sie war außerordentlich matt. Kummervoll haftete Werner's Auge auf der zusammengebrochnen Gestalt und auf dem bleichen Antlitz. Als er sie begrüßt hatte, sagte sie schwach aber mit freundlicher Innigkeit: „Wie geht es dir, mein lieber Sohn? du hast es dir doch nicht allzusehr zu Herzen genommen, daß ich gestern ein wenig erschrocken war.“

„Ach, theuerste Mutter, ich kann es in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen, daß ich dir einen so großen Schreck verursachen mußte.“

„Sei nicht thöricht! Ich bin eine alte Frau und nur wenig bekannt mit der Welt; mich kann leicht etwas erschüttern, was eigentlich gar nicht so viel zu bedeuten hat; wenn ich dann aber zur reiflichen Ueberlegung komme, so finde ich auch meine Fassung bald wieder. Ueberhaupt rührte mein Schrecken wohl größtentheils davon her, daß der Herr Pfarrer, gewiß in keiner bösen Absicht, mir die Sache in so eigner Weise mittheilte.“

„Seine Absicht war so böse, wie nur irgend möglich. Möge der ruchlose Schurke der Strafe des Himmels nicht entgehn, wenn die meinige ihn nicht erreichen kann!“

Die Mutter sagte sehr ernst: „Werner, was muß ich hören! So hätte dein Vater nie gesprochen und so sollte deines Vaters Sohn nie sprechen. Die Gedanken der Rache sind böse Gedanken, die von Gott nichts wissen. Die Strafe liegt in Gottes Hand, aber wir dürfen ihn nicht bitten, sie zu vollziehen; wir dürfen ihn nur bitten, sie zurück zu halten auch gegen unsern ärgsten Feind. Vor allen Dingen versprich mir, Werner, daß du keine Gedanken des Zorns und der Rache gegen den Herrn Pfarrer hegen willst.“

Werner wandte sich stumm zur Seite.

„Versprich es mir!“ wiederholte die Mutter dringend. „Daß dich so schweres Leid getroffen, will ich mit des Himmels Hilfe ertragen, obwohl ich es gern statt deiner über mich selbst nähme. Aber das wüßte ich nimmermehr zu ertragen, wenn mein Sohn sich dem rachsüchtigen Zorne hingäbe und dadurch Gott mißfällig würde. Gott hat die Rache sich allein vorbehalten und unser Heiland hat an seinem eignen Beispiel gezeigt, wie man den Feinden verzeihen muß. Sei also nicht gottlos, mein Werner und versprich mir, daß du dem Herrn Pfarrer aus aufrichtigem Herzen und Gemüth verzeihen willst.“

„Ich verzeihe ihm um deinetwillen, geliebte Mutter, Alles, was er gegen mich und uns zusammen gethan hat.“

Er küßte die bleichen Lippen der Kranken und diese blickte ihn mit dankbarer und inniger Liebe an.

Nun kam Elise herein und setzte das Frühstück auf, welches freilich Keinem schmecken wollte. Die Geschwister bestrebten sich wetteifernd, die Mutter zu pflegen und aufzuheitern, aber sie wurde von Stunde zu Stunde sichtlich schwächer. Mit der Schwäche wuchs aber, wenn dieß überhaupt möglich war, ihre Sanftmuth und die Geschwister konnten am Ende bei dem Anblick der ergebnen Dulderin kaum mehr ihre Rührung beherrschen.

„Wenn ich — sagte unter Anderm die Kranke — daran denke, daß der Herr mich vielleicht bald zu sich ruft und wieder mit eurem Vater vereinigt, so hat dieser Gedanke durchaus nichts Furchtbares und Abschreckendes für mich.“

Elise konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten; sie faßte die Hand der Mutter und sagte schmerzlich: „O, denke doch nicht an einen solchen Fall, vor dem uns der Himmel in Gnaden noch lange bewahren wird!“

„Warum sollte ich nicht hieran denken, meine Tochter? Alle Menschen stehn in Gottes Hand und können jeden Augenblick abberufen werden; bejahrte Menschen

aber müssen besonders auf ihren Tod gefaßt sein. Es würde mir sehr schlecht anstehn, wenn ich mit Bangigkeit an meine letzte Stunde denken wollte."

„Schone dich aber jetzt — bat Werner mit weicher Stimme — das Sprechen schadet dir gewiß."

„Das schadet mir nichts, mein Sohn. Wenn es Etwas gäbe, was mich bekümmern könnte, so wäre es die bedrängte Lage, in der ich euch zurücklasse. Obgleich ich nicht kleingläubigen Herzens bin und auch in dieser Hinsicht mein volles Vertrauen auf den Herrn setze, so macht es mir doch Sorge. Wenn nach meinem Tode mein Wittwengehalt ausfällt, so wird Elise nicht vom Ertrag der wenigen Grundstücke leben können, die uns noch von den Ankäufen meines seligen Mannes übrig geblieben sind."

„O, liebe Mutter — flehte Elise — denke doch an Solches nicht. Wenn einmal der Himmel es so fügt, daß du von uns getrennt wirst, so kann ich auf so mancherlei Weise meinen Unterhalt erwerben, daß dieses dir gar keine Sorge machen sollte."

„Und ich — setzte Werner hinzu — kann immer wenigstens so viel verdienen, daß ich etwas für meine liebe Schwester übrig habe; ich kann aber auch leicht in eine solche Lage kommen, daß sie unter meinem Dache wohnt und an meinem Tische sitzt."

„Dich selbst — sagte die Mutter schwach — sähe

ich gewiß gern in bessern Verhältnissen, aber wie ich schon sagte, ich bin nicht so kleingläubig, daß ich euer Beider Schicksal nicht mit ruhiger Ergebung dem anheim stellen sollte, der sein Auge über alle seine Wesen geöffnet hält."

Die Kranke war so angegriffen, daß sie nach diesen Worten zurücksank und abermals in eine Ohnmacht verfiel. Dieselbe dauerte nicht so lange wie gestern, war aber beunruhigender, weil sie als ein Wiederholungsfall auftrat.

Als die Mutter zur Besinnung zurückgekehrt war, äußerte sie von selbst den Wunsch, sich wieder zu Bett zu legen, weil sie fühle, daß vollkommne Ruhe ihr am besten sein würde. Kaum ruhte die Mutter auf ihrem Lager, so eilte Werner zum Doktor Felsberger. Welche Gedanken ihn auf seiner einsamen Wandrung verfolgten, unternehmen wir nicht zu schildern. Wenn er sich vorstellte, daß die Krankheit der Mutter ohne Zweifel nur von der gestrigen Gemüthserschütterung herrühre, daß diese Krankheit eine gefährliche Richtung nehme und selbst das Schlimmste befürchten lasse, so fühlte er sich dem Wahnsinn nahe.

Als er die Stadt erreicht und die Wohnung des allgemein bekannten Arztes leicht erfragt hatte, wurde er in derselben von einer bejahrten Magd oder Haushälterin empfangen und in eine Stube geführt. So

wie das ganze Haus etwas Wüstes und Oedes an sich hatte, so war auch dieses Zimmer unfreundlich und unbehaglich. Nach wenigen Augenblicken trat ein Mann ein, von mittleren Jahren, das blasse ernste Gesicht von schwarzen lockigen Haaren umwallt, in der Kleidung nachlässig. Wie man zu diesem Manne als Arzt großes Vertrauen zu fassen vermöge, begriff Werner nicht und er fuhr unmerklich zusammen, als eine auffallend barsche Stimme ihn fragte: „Was ist Ihnen gefällig?"

„Ich wünsche Ihren Beistand für meine alte erkrankte Mutter in Anspruch zu nehmen."

„Wo?"

Werner nannte seinen Geburtsort.

„Tragen Sie mir den Fall vor."

Werner stattete einen möglichst genauen Bericht ab, indem er von der gestrigen Gemüthsbewegung ausging, diese selbst aber nur allgemein darstellte, ohne der besondern Veranlassung zu erwähnen.

„Ich werde Ihnen ein Rezept aufschreiben, welches Sie gleich machen lassen und mitnehmen können." Mit diesen Worten wollte der Arzt nach einem Tische gehen, auf welchem Schreibgeräthe stand.

„Nicht doch — sagte Werner dringend — ich wünschte, daß Sie sich persönlich von dem Zustand der Kranken überzeugten."

„Dazu habe ich keine Zeit."

„Wie, keine Zeit einen Krankenbesuch zu machen?"

„Nein, zu diesem nicht aus verschiednen Gründen; ich verursache auch Niemandem gern unnöthige Kosten."

„Auf diese ist am wenigsten Rücksicht zu nehmen — sagte Werner mit verbißnem Aerger — wenn also keine andern Ursachen vorliegen, so bitte ich Sie nochmals mitzugehn. Wollen Sie?"

„Nein."

„Und darf ich dann die andern Gründe wissen?"

„O ja. Der Fall ist mir nach Ihrem Berichte vollkommen klar, er ist keineswegs unbedenklich, aber ich würde doch nichts Andres verschreiben können, als was ich hier verschreibe und Sie würden nur die Zeit verlieren, das Rezept nach der Stadt in die Apotheke senden zu müssen. Bei Ihrer Mutter kann ich wenig helfen. Sind die Kräfte der Natur noch nicht erschöpft, so wird sich die Natur selbst helfen, sind sie erschöpft, so kann der Arzt nichts nützen. Es können aber anderswo jeden Augenblick Fälle vorkommen, wo ärztlicher Beistand wirklich von Nutzen sein kann. Das sind meine Gründe."

„Also sie halten den Zustand meiner Mutter für gefährlich?"

„Das kann ich nicht in Abrede stellen."

„So bitte ich Sie nochmals inständigst, zu meiner und meiner Schwester Beruhigung — —"

Der Arzt fiel rauh in die Rede: „Für die Beruhigung gesunder Menschen hab' ich nicht zu sorgen. Uebrigens steht für heute noch keine Gefahr in Aussicht. Sie lassen mich morgen früh das Nöthige über das Befinden der Patientin wissen, dann komme ich vielleicht hinaus."

Werner war in großer Verlegenheit und kämpfte seinen Unwillen gewaltsam nieder, um den Mann nicht zu erzürnen, von dem er Beistand für seine Mutter hoffte und zu dem er merkwürdiger Weise ein um so größeres Vertrauen faßte, je schroffer sich derselbe benahm. Und doch konnte er auch kein freundliches Wort mehr finden, er sagte also kurz: „So schreiben Sie das Rezept."

Der Arzt setzte sich an den Tisch und schrieb; dann fragte er, ohne den Kopf umzuwenden: „Der Name?"

„Thormann."

„Thormann?" sagte der Arzt sinnend für sich, ohne weiter zu schreiben.

„Die Wittwe des Predigers Thormann."

Sich umkehrend sagte der Arzt: „Der Name Ihres Vaters ist mir sehr bekannt; ich habe ihn in den Hütten der Armuth von den Lippen der Leidenden oft in dankbarer Erinnrung aussprechen und mit Segen überhäufen gehört. Ihr Vater muß ein seltner Ehrenmann gewesen sein. Für die Wittwe des Pfarrers Thormann

muß ich Zeit haben.“ Er beendigte schnell die Signatur des Rezeptes, gab es Werner und sprach: „Gehen Sie hiermit in die Apotheke, junger Mann, warten Sie dort, bis die Arznei fertig ist und machen Sie sich damit sogleich auf den Weg. Ich nehme unterdeß einige nothwendige Besuche vor, setze mich dann zu Pferd und treffe gewiß nicht viel später wie Sie selbst bei Ihrer Mutter ein.“

Werner fühlte sich bewegt durch diese rasche unvermuthete Aenderung. So seltsam gehen oft die zerstreuten Körner auf, welche die Menschenliebe absichtslos ausgeworfen hat! — Nachdem er in der Apotheke rasch bedient war, machte er sich auf den Rückweg und fast gleichzeitig mit ihm traf der Arzt bei dem Krankenbette ein. Er mußte erstaunen über die wohlthuende Sorgfalt, welche der rauhe Mann der Leidenden widmete; wäre er jetzt geneigt gewesen, sich solchen Betrachtungen hinzugeben, so würde er zur Vermuthung gelangt sein, daß hier einmal die Welt, die so manchen Charakter glatt polirt, einen Diamanten rauh geschliffen habe.

Felsberger ließ verschiedne Gegenstände, die er aus seiner transportablen Apotheke entnommen hatte, zurück und schied dann von der Wittwe mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. Werner begleitete ihn hinaus, um Näheres zu erfahren; allein

Felsberger blieb bei dem stehen, was er schon früher gesagt hatte. Nur fügte er hinzu: „Junger Mann, ich muß noch einige Worte mit Ihnen sprechen. Als ich beim Wirthshause abstieg, um mein Pferd dort zu lassen, waren die Leute voll Theilnahme und Sorge für die erkrankte Frau Pfarrerin. Bei der Gelegenheit erfuhr ich ungefragt Einiges über die Veranlassung zu der gestrigen Gemüthsbewegung Ihrer Mutter. Ihre Bekümmerniß und Sorgfalt, mein Herr, für die Erkrankte ist aufrichtig, darin läßt sich ein Arzt nicht täuschen. Dennoch scheinen Sie die Erkrankung mit veranlaßt zu haben."

„Ich bin die einzige Veranlassung — sagte Werner traurig aber offen. — Ein Unglück, welches mich nicht ohne eignes Verschulden betroffen hat, wurde meiner Mutter auf eine, wie ich fürchte, schonungslose Weise mitgetheilt und davon rührte der Krankheitsanfall her. Könnte ich meiner theuern Mutter ihre Gesundheit mit meinem Leben wieder erkaufen, so wäre ich gern bereit dazu."

Der Arzt sah den Jüngling ernst und fest an; dann milderte sich etwas der herbe Ausdruck seines Gesichtes und er sagte mit einer Stimme, die etwas von dem Tone hatte, womit er vorhin zu der Kranken sprach: „Ich muß Ihnen zweierlei sagen, Herr Thormann. Zuerst hätte ich Sie als Arzt aufzufordern,

daß Sie Alles entfernt halten müssen von Ihrer Mutter, was den ersten Grund zu deren Aufregung gab; ich hätte Sie dazu aufzufordern, sage ich, wenn ich mich nicht bereits für überzeugt hielte, daß diese Aufforderung überflüssig ist, denn Sie lieben Ihre Mutter. Zweitens mache ich Sie darauf aufmerksam, daß eben die Art, wie der alten Frau Ihr Mißgeschick mitgetheilt worden ist, nicht aber dies Mißgeschick selbst die Erkrankung zur Folge gehabt hat. Das nehmen Sie sich gehörig ad notam, dann werden Sie für sich besser dran sein und Ihre Stelle am Krankenbette angemessner einnehmen. Die Körperkraft Ihrer Mutter war übrigens außerdem auf der Neige und wenn auch eine solche zufällige Gemüthsbewegung nicht vorgekommen wäre, so hätte sich der jetzt eingetretne Zustand von selbst eingestellt. Bis morgen!"

Werner kehrte langsamen Schrittes und gebrochnen Herzens in die Krankenstube zurück, denn er fühlte wohl, daß in der Mittheilung des Arztes zwar Schonung für ihn, aber auch das entscheidende Urtheil für seine Mutter gelegen habe.

---

## 6. Der Mutter Tod.

Die Nacht über wachten die Geschwister bei der Mutter. Wenn Werner sich von der nur zu begründeten Furcht zuflüstern ließ: du wirst sie verlieren! so kämpfte dagegen die Verzweiflung mit dem Aufschrei: sie kann nicht, darf nicht sterben, weil sie um deinetwillen und durch dich stürbe! Aber vergebens rang die Verzweiflung mit der Furcht: sie konnte sich wohl hoch aufbäumen wie eine Meereswoge, aber nur um wie diese am Felsen zu zerschellen. Matt, niedergedrückt, hoffnungslos saß Werner gegen Morgen da, als Elise sanft die Hand auf seinen Arm legte und sagte: „Sie schläft."

Aber die Kranke sprach mit ihrer milden treuen Stimme: „Ich schlafe nicht. Guten Morgen, meine Kinder."

„Wie geht es jetzt?" fragte Werner.

„Sehr schwach. Ich fühle es nun, ja ich bin davon überzeugt, meine theuren Kinder, daß wir uns verlassen müssen. Als ich in dieser Nacht ein wenig schlief, da erschien mir euer Vater, mein lieber seliger Mann, und er war schön und herrlich gekleidet in die Farben des Lichtes. Er winkte mir mit seiner Hand und ich wußte alsogleich, daß das meinen Tod bedeutete. Und

ich fragte: wie wird es aber unsern Kindern ergehen, wenn sie von uns Beiden allein auf Erden gelassen sind? Da breitete er seine Hände segnend aus, ein himmlisch schönes Lächeln erhöhte noch die Verklärung seines Gesichtes und in dieser Verklärung entschwand er mir. Also hat er mir die Botschaft des Todes gebracht, aber auch die Botschaft des Segens, der auf euch, meine Kinder, ruhen wird. Das tröstet mein Herz sehr und ich sterbe gern."

Die Kinder weinten. Aber die Mutter fuhr fort: „Es ist mein letztes Gebot an euch, daß ihr nicht zu traurig sein sollt. Ganz und gar will ich freilich eurer Traurigkeit nicht wehren, denn es thut dem Herzen doch recht weh, wenn es für dieses Leben von einem andern geliebten Herzen scheiden soll. Das habe ich auch an mir erfahren, als euer Vater starb. Und auch der Sterbende, obwohl er in das selige Himmelreich eingehet, scheidet mit Schmerz von denen, die er zurückläßt. Aber der Schmerz muß auf beiden Seiten vernünftig sein und so, wie es christlichen Gemüthern zukommt. Ich fühle, daß mich ein sanfter Tod von euch abruft und das muß euch zu großem Troste gereichen. Nächstdem darf ich ja hoffen, daß mir der liebe Gott ein gnädiger Richter sein werde; denn ich habe immer den besten Willen gehabt, seine Gebote zu erfüllen und habe es gut gemeint mit allen Menschen. Und daß ich nun

wieder mit eurem Vater im Himmel vereinigt werde, darauf freue ich mich sehr und darüber müßt auch ihr euch freuen. So gern ich also, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, noch einige Jahre des irdischen Lebens mit euch, meinen Kindern, auf Erden zugebracht hätte, so gerne gehe ich doch auch, da Gott mich ruft, zu seinen himmlischen Freuden ein. Und so müßt ihr mir denn versprechen, daß ihr nicht allzu traurig sein wollet, auf daß ihr mir meinen Tod nicht erschweret, sondern leichter machet."

Werner faßte alle Kraft zusammen und sagte mit bebender und doch zuversichtlicher Stimme: „Wenn du uns wirklich entrissen wirst, theure geliebte Mutter, so wollen wir, deine Kinder, daran denken, daß du in die höhere Seligkeit zur Vereinigung mit unsrem Vater übergegangen bist, wir wollen daran denken, daß dir dort eine bessre Stätte bereitet ist, als wir dir hier auf Erden hätten bereiten können und bei diesem Gedanken wollen wir nicht zu traurig sein. Das versprechen wir dir!"

Elise vermochte nichts zu sagen, aber sie drückte sanft die Hand der Mutter, zur Bestätigung, daß sie Theil habe an dem Versprechen.

Die Kranke schaute ihre Kinder mit inniger Liebe an und sagte: „Nun fühle ich mich recht erleichtert und ich will ein wenig schlummern."

Sie legte sich in die Kissen zurück und schlummerte wirklich sanft, während gleichsam die Freundlichkeit eines Engels über ihrem lieben guten Gesichte verbreitet war. Und die Geschwister saßen stumm neben ihrem Bette eine geraume Zeit.

Da vernahm Werner ein Geräusch in der Wohnstube und ging hin, um jede Störung abzuwenden. Er fand dort zwei Polizeisoldaten, von denen einer ihm einen Verhaftsbefehl überreichte mit den Worten: „Sie sind unser Gefangener und müssen uns sogleich folgen, Herr Thormann."

Werner drängte zuerst die beiden Männer mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt in den Flurraum; dort sagte er leise aber fest: „Ich kann heute unmöglich mit Ihnen gehen."

„Das wollen wir doch einmal sehen!" rief polternd der eine Soldat.

„Vor allen Dingen — sprach Werner in mehr befehlendem als bittendem Tone — muß ich bitten, leise zu reden und auch sonst kein Geräusch zu machen, denn meine Mutter liegt auf dem Sterbebette und Sie werden nicht die letzten Augenblicke einer Sterbenden stören wollen."

In gelinderem Tone sagte der Soldat: „Aber mitgehn müssen Sie doch!"

Werner entgegnete sehr entschieden: „Ich gehe heute

nicht mit; meine Mutter soll nicht einmal von Ihrem Hiersein etwas ahnen, damit sie in Ruhe sterben kann."

„Was meinst du, Feiertag?" fragte der zweite Soldat, seinen Gefährten ungewiß anblickend.

„Unser Befehl — antwortete Feiertag kalt — lautet nicht auf Ausnahmen und besondre Fälle; wir müssen den Arrestanten mit Güte oder Gewalt fortschaffen und an der Grenze überliefern."

„Reden Sie nicht so laut!" sagte Werner mit gedämpfter aber zorniger Stimme. Er war in einer furchtbaren Lage: auf der einen Seite fest entschlossen, nicht mitzugehen und eher der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, wodurch doch immer ein Lärmen entstehn mußte, welcher der Mutter nicht entgehen konnte, wußte er auf der andern Seite durchaus nicht, wie er sich der lästigen Dränger entledigen sollte. Da fiel ihm ein Mittel ein, welches möglicher Weise Erfolg versprach und er sagte in besänftigendem Tone: „Kann ich Ihnen den Aufschub vergüten, so sagen Sie es nur, ich bin gern bereit dazu."

Der milder gestimmte Soldat fragte abermals: „Was meinst du, Feiertag?"

Aber Feiertag sagte grob und mürrisch: „Das hilft Alles nichts; erst versucht er's durch Drohung von Widersetzlichkeit, dann probirt er's mit Bestechung, aber bei uns ist das Eine so schlecht angebracht wie das Andre."

Es hatte sich bereits vor dem Hause eine Gruppe neugieriger und theilnehmender Landleute gesammelt. Durch diese drängte sich jetzt ein großer und starker Bauer und trat in das Haus mit den Worten: „Was geht hier vor?"

„Ach, Fröbel — rief Werner erleichtert — Sie sendet mir der Himmel! Meine Mutter liegt im Sterben und eben kommen diese Männer, um mich zu verhaften. Ich kann unmöglich jetzt fortgehn und thue es auch auf keinen Fall."

Der Landmann sagte: „Von der schweren Krankheit Ihrer Frau Mutter habe ich mit großem Leidwesen gehört, ich dachte aber nicht, daß es so schlimm mit ihr stände. Was aber diese Leute betrifft, so werden sie nicht solche Barbaren sein, in diesem Augenblick den Verhaftsbefehl vollstrecken zu wollen."

„Barbaren sind wir nicht — sagte Feiertag grob — sonst hätten wir dem jungen Herrn bei seiner Widersetzlichkeit anders mitgespielt. Aber nun gilt's kein Federlesen mehr, wir müssen mit unsrem Arrestanten fort."

Sehr bestimmt sagte Fröbel: „Herr Thormann kann jetzt nicht fort. Ich bin Gemeindevorsteher und kann wohl ein Wort mitreden; ich leiste Bürgschaft für ihn und übernehme jede Verantwortung."

„Was meinst du, Feiertag?" fragte wieder der zweite Soldat.

Aber Feiertag erwiderte: „Davon steht nichts in unsrer Ordre und es würde uns die Bürgschaft eines Bauern blitzwenig helfen, selbst wenn er zehnmal Gemeindevorsteher ist, sobald wir gegen unsre Ordre handeln.“

„Von wem ist der Befehl ausgestellt?“ fragte der Landmann.

Feiertag antwortete mürrisch: „Vom Herrn Landrath.“

„Nun gut — sprach Fröbel — ich will euch jetzt mein letztes Wort sagen. Bis zu dem Gute, auf welchem der Herr Landrath wohnt, ist nur eine Stunde Weges. Ich schicke sogleich einen reitenden Boten zu ihm oder reite selbst hin. Ich bin überzeugt, der Herr Landrath nimmt meine Bürgschaft an und verschiebt die Verhaftung bis auf eine andre Zeit. So lange bis die Antwort eintrifft, wartet ihr ruhig in meiner Wohnung oder im Wirthshause, wo es euch lieber ist. Seid ihr damit einverstanden?“

„Was meinst du, Feiertag?“ fragte wieder der zweite Soldat.

Aber Feiertag brummte ein kaum verständliches: „Es geht nicht.“

Fröbel that, als hätte er dies gar nicht gehört und fuhr fort: „Wollt ihr das aber nicht, so weiß ich weiter keinen Rath für euch. Die Bauern leiden es nicht, daß ihr heute Herrn Thormann mitnehmt; sie schlagen

euch eher alle Rippen im Leibe entzwei. Wenn ihr also nicht vielleicht ein ganzes Bataillon von eurer Art im Rückhalt habt, so bringt ihr's so nicht fertig. Aber mit euch werden die Leute aus dem Dorf bald fertig werden."

Dies half besser als alles Andre und der grimme Feiertag willigte ein, die Antwort des Landraths zu erwarten. Diese fiel dahin aus, daß gegen das Versprechen des jungen Thormann, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, die Verhaftung einstweilen aufgeschoben werden sollte und die beiden Soldaten zogen wieder ab.

Werner fand, als er nun in das Krankenzimmer trat, die Mutter noch immer schlummernd, so daß er flüsternd Elise mittheilen konnte, was eben vorgefallen war. Bald darauf erschien der Arzt, ließ sich Bericht abstatten, beobachtete selbst den bewußtlosen Zustand der Kranken, zuckte als Antwort für die vier angstvollen Augen, die auf ihn gerichtet waren, mitleidig die Achseln und sagte dann leise: „Fassen Sie sich, das Unvermeidliche mit Standhaftigkeit zu ertragen: Ihre Mutter wird den heutigen Tag nicht überleben."

Die Geschwister sanken sich, weinend und schluchzend in die Arme. —

Am Nachmittage schienen die letzten Strahlen der Sonne durch das Fenster; der goldne Schein spielte an den Bettvorhängen; eine tiefe Ruhe herrschte im Stüb-

chen wie draußen in der Natur. Die Kranke hatte bis dahin regungslos gelegen, während sich das Leben langsam und sanft von seiner bisherigen Wohnung trennte, jetzt aber schlug sie wieder die frommen Augen auf und betrachtete mit einer gewissen Freude den Sonnenschein an ihrem Bette; dann wandte sie sich zu den Geschwistern und sagte schwach, doch verständlich: „Meine Kinder, ich segne euch mit dem besten Segen, den eine scheidende Mutter geben kann. Der liebe Gott führe euch stets auf seinen Wegen und behüte euch, er schaue immerdar gnädiglich auf euch und nehme euch einst in sein Himmelreich auf, sowie er nun mich in dasselbe aufnehmen möge!"

Die Geschwister waren unwillkürlich neben dem Bett auf die Kniee gesunken während der segnenden Worte der Mutter. Als aber die Sterbende in die von Schmerz und Thränen aufgelösten Gesichter ihrer Kinder sah, da wurde ihr Blick noch weicher und sie sagte: „Nun seid ihr doch so traurig und macht auch mich trauriger, als ich zu werden meinte. Ueber euer Schicksal bin ich beruhigt, denn ich baue auf die Verheißung, die mir durch euren Vater im Traume geworden ist. Ihr habt das Andenken eures Vaters und ihr habt mich immerdar geehrt, so wird denn der Segen eurer Eltern euch geleiten auf dem Lebenswege, wenn ihr nur fromm und gut bleibet und das werdet ihr gewißlich. Noch

Eines wollte ich sagen: laßt meinen irdischen Leib neben dem eures Vaters bestatten, da wird er am besten ruhen; verwendet aber keine unnöthigen Ausgaben auf das Begräbniß. Du aber, Werner, sollst nicht glauben, daß dein Unglück, meine Krankheit herbeigeführt habe; ich fühlte sie schon längst in meinem Körper und mein Ziel war mir von meinem Herrn und Meister gesteckt. Ich danke noch dem Himmel, der es so fügte, daß dich meine Augen vor meinem Ende noch einmal sehen konnten. Und dir, Elise, danke ich nochmals für all' deine treue Pflege und Liebe. Haltet mein Andenken in Ehren und lebet wohl!"

Sie wandte noch einmal ihren Kindern einen Blick voll unsäglicher Innigkeit zu und dann hörte das Herz auf zu schlagen, in dem nur Frömmigkeit und Liebe gewohnt hatten.

Die Geschwister küßten noch einmal den bleichen Mund und die treuen Augen, dann sanken sie einander in die Arme und umfaßten sich mit jener Heftigkeit, die nur der höchste Schmerz oder die höchste Liebe hervor zu rufen vermag.

---

## 7. Der Abschied.

„Arme Schwester!“ sagte Werner des andern Tages, als er Elise, stille Thränen vergießend, mit den Vorbereitungen zum Begräbniß beschäftigt sah.

„Und warum arm?“ fragte Elise, ihre Thränen trocknend. „Ist uns nicht der Mutter Liebe und Segen zurückgeblieben und können wir uns ein besseres und schöneres Erbtheil wünschen? Habe ich nicht auch dich noch, mein Bruder?“

Werner erwiderte düster: „Gewiß solltest du an mir eine Stütze für das Leben haben; aber mein unseliges Geschick beraubt dich derselben. Du weißt ja, daß ich gleich nach dem Begräbniß mich stellen muß, um wieder an den Nachbarstaat ausgeliefert und in's Gefängniß gesetzt zu werden. Wie lang ich darin zu verharren gezwungen werde — wer kann es wissen? und was mir dann für Aussichten für das Leben bleiben — wer kann es uns sagen?“

„Ich glaubte — meinte Elise schüchtern — du wärst entschlossen gewesen, dich nicht zu stellen, sondern zu deines Freundes Vater zu gehen und durch seine Vermittlung irgendwo ein verstecktes Unterkommen zu suchen?“

„Das war meine Absicht, als noch kein Verhaftsbefehl gegen mich ausgestellt war; allein jetzt steht die Sache anders. Wenn ich auch das Vertrauen des braven Fröbel und die Milde des Landrathes täuschen wollte, so dürfte ich nicht an mir selbst zum Verbrecher werden, indem ich mein gegebenes Versprechen bräche."

„Also du mußt dann fort?" seufzte Elise.

„Ich muß fort und lasse dich allein in der Welt zurück. Mein nahebevorstehendes Ungemach und meine dunkle Zukunft bekümmern mich weniger als dein Geschick, meine liebe Elise."

Die Schwester schüttelte gewaltsam die Traurigkeit ab, um dem Bruder ein ermuthigtes und ermuthigendes Gesicht zeigen zu können. Sie sagte: „Mache dir darüber keine Gedanken, Werner. Sieh', ich bleibe vorerst in unsrem Häuschen wohnen und alle Leute im Dorfe werden mir zum Schutz dienen. Die Ländereien, die wir noch haben, sind verpachtet und können es bleiben. Ich aber verdiene mir durch Näharbeit und dergleichen genug, um sorgenfrei leben zu können. Unterdeß findet sich vielleicht eine gute Gelegenheit, in eine Familie als Haushälterin oder Pflegerin der Kinder einzutreten und dann ist mir geholfen."

„Wie unsicher ist das Alles! — rief Werner — und wie wenig Gelegenheit wird sich hier im Dorfe finden, feinere Arbeiten für andre Leute auszuführen!"

„Nur nicht verzagt!“ — tröstete Elise.

In diesem Augenblick trat Felsberger ein. Er hatte den Tod der Kranken bereits vernommen und sprach einige einfache aber warme Worte des Trostes. Dann befragte er Werner über die Auslieferung, von welcher er auch in Kenntniß gesetzt war.

„Ja, es ist so — versetzte Werner in verzweifelndem Unmuth —, sobald unsre Mutter beerdigt ist, wartet meiner der Kerker und meine Schwester bleibt hier verlassen zurück, um von unsichrer Händearbeit ein kümmerliches Dasein zu fristen. Das ist der Segen der Eltern — — den der Mutter hatte ich freilich nicht verdient!“

„Liebster Werner!“ bat Elise mit traurig weichem Ton, denn die Worte des Bruders schnitten ihr in's Herz.

Felsberger blickte Werner mißbilligend an und sagte streng: „Es ist unmännlich, in jammernde Klagen auszubrechen, welche nichts nützen und nur mitfühlende Herzen verwunden. Wenn man selbst sein Schicksal verschuldet hat, so muß man es so hinnehmen, wie es ist.“

„Herr Doktor — bat Elise — Sie werden nicht so grausam sein, jetzt meinen armen Bruder schelten zu wollen.“

„Ich will ihn nicht schelten, er soll sich nur nicht einem unmännlichen Klagen überlassen. So viel ich von der ganzen Sache begreife, Herr Thormann, so

muß sie sich ziemlich rasch erledigen; was dann die Zukunft bringt, ist mit Ruhe zu erwarten und mit Besonnenheit zu ergreifen."

„Aber meine Schwester?"

„Ihre Schwester wird jeder Familie, in die sie eintritt, mehr eine Wohlthat erzeigen, als ihr Dank schuldig sein."

„Als wenn sich gleich eine solche Familie fände? Meine arme Schwester wird dankbar sein müssen, wenn sie Jemand aus Barmherzigkeit als Dienstmagd in's Haus nehmen will."

„Nicht als Dienstmagd und nicht aus Barmherzigkeit. Aber Sie sind zu gereizt, um ruhig erwägen zu können. Es würde beispielsweise mir ein außerordentlich großer Gefallen damit geschehen, wenn Ihr Fräulein Schwester meine Haushaltung übernehmen wollte. Meine alte Kathrine ist der Sache nicht gewachsen und fühlt das selbst; sie hat nicht Kenntniß und Umsicht genug, um mein Hauswesen in Ordnung zu halten. Ich war also schon lange in großer Verlegenheit, wo ich eine junge Dame fände, die als Führerin meines Haushaltes eintreten möchte und ich würde es für ein wahres Glück halten, wenn sich Fräulein Thormann dazu entschließen könnte."

Die Geschwister blickten überrascht einander an und sahen dann auf den seltsamen Mann, von dem

sie nicht wußten, ob er heuchelte oder die Wahrheit sprach. Er wandte sich nun unmittelbar an Elise, indem er mit gütigem Tone fragte: „Wollten Sie es wohl mit einem alten Isegrimm versuchen, wie ich bin, mein Fräulein?"

Elise sah vertrauend zu ihm auf und erwiderte: „Von Herzen gern, Herr Doktor."

Diese so unerwartet dargebotene Hülfe richtete Werner's gebeugtes Gemüth sehr auf. Seine Trauer um die Mutter hatte bisher eine bittre Beimischung von Unmuth und Verzweiflung gehabt, sie wurde aber jetzt reiner und milder; sie wandelte sich in tiefe Wehmuth und erschütterte nicht mehr so gewaltig seinen Seelenfrieden. Wenn sich trotzdem die Stacheln des vorwurfsvollen Schmerzes in sein Inneres bohren wollten, so zog sie der treuen Schwester Liebe wieder heraus und ihr sanftes Zureden beschwor den nahenden Sturm.

Das Begräbniß ging in aller Würde und unter der allgemeinsten Theilnahme vor sich. Kneifius fühlte wohl, daß es ihm nicht zustünde, als Geistlicher dabei zu wirken; er schützte daher ein Uebelbefinden vor und seine Stelle vertrat der würdige Geistliche eines benachbarten Dorfes, noch ein ehemaliger Amtsbruder und Freund des gestorbenen Pfarrers Thormann. Und als es stille im Hause geworden und der

Abend eingebrochen war, da gingen die Geschwister Hand in Hand noch einmal zum Kirchhof und wer etwa zufällig sich in der Nähe befand, der ging ihnen sacht aus dem Wege, um sie in ihrer liebevollen Andacht nicht zu stören. Und sie knieten neben einander auf dem frischen Grabe und beteten, jedes für sich. Doch die beiden Gebete flogen wie zwei verschwisterte Engel zum Himmel auf, während diejenigen, die sie entsandt hatten, sich eng umschlangen. —

Am andern Morgen in der Frühe trat Werner seinen Weg an. Es war verabredet, daß er sich nach dem Gute des Landraths begeben sollte, um von dort ohne Aufsehn nach der Grenze gebracht zu werden. Seine Schwester begleitete ihn und sie schritten denselben Fußpfad hinauf, auf dem sie in früheren Jahren so oft gemeinsam gewandert waren. Als sie bei dem Strauche anlangten, wo Elise damals umzukehren pflegte, sagte Werner: „Weiter sollst du mich auch heute nicht begleiten, meine Schwester. Denn so kommt es mir vor, als wäre es nur ein Abschied wie damals: auf kurze Zeit und auf ein bessres Wiedersehn. Lebe wohl!"

Und sie umarmten sich lange. Und als Elise wortlos und still weinend den Abhang hinunter zu schreiten begann, da blieb Werner noch immer bei dem Strauche stehen und schaute ihr nach. Und wenn sie

sich dann umsah, dann faßte ein schmerzlicher Krampf sein Herz und es war ihm, als müsse er ihr nacheilen und sie noch einmal umfangen. Aber er bezwang sich und beschränkte sich darauf, ihr zu winken, bis sie endlich seinen Augen entschwand. Dann schritt er selbst seinem nächsten Ziele und einer verhüllten Zukunft entgegen.

---

## 8. Elise.

Wir lassen für jetzt unsern jungen Freund in die Ferne ziehen und verweilen noch bei seiner Schwester Elise, wenn wir auch durch den Bericht ihrer nächsten Schicksale der Zeit vorgreifen sollten.

Die Angelegenheiten Elisens in ihrem Geburtsdorfe waren bald geordnet, zumal da Felsberger mit Rath, der wackre Fröbel mit der That vielfach zur Hand waren. Die Habseligkeiten mit Ausschluß derjenigen, von denen sie sich nicht trennen mochte, waren bald verkauft, das Häuschen aber wurde an ein Paar brave Leute vermiethet, nämlich an Thomas Lund und seine hübsche Anne-Marie. Thomas war einst Knecht beim vorigen Pfarrer gewesen, Anne-Marie aber hatte bei der Wittwe desselben gedient und daher Elise noch als Kind gekannt. Dann wurde der Umzug in die Stadt vollzogen.

Elise fand sich anfangs unheimlich gestimmt in dem öden unfreundlichen Hause, worin sie von Seiten der alten Kathrine eine zweifelhaft freundliche Aufnahme fand. Da der Arzt, wenn er nicht seinem Berufe nachging, einsam in seinem Zimmer lebte und im nothwendigen Verkehr mit den Hausgenossen sehr einsilbig war,

da ferner die alte Kathrine ihr mürrisch lauerndes Wesen nicht ablegte, läßt sich wohl begreifen, daß der neue Aufenthalt für Elise eben kein angenehmer war. Aber sie besaß die schöne elastische Natur, die Wesen von echter Weiblichkeit einwohnt: sie reflektirte nicht über die Mängel und Gebrechen des Verhältnisses, worin sie eben stand, sondern sie richtete sich nach ihm; sie erwartete und verlangte nicht, daß es Andre ihr recht machen sollten, sondern sie suchte es vor allen Dingen den Andern recht zu machen. Einer weiblichen Natur von dieser elastischen Nachgiebigkeit und Aufopferungsfähigkeit gelingt es unabsichtlich und unbemerkt am Ende doch, eine Herrschaft über ihr Verhältniß zu gewinnen und im schönsten Sinne auszuüben, so daß sich dasselbe je nach den Umständen freundlich und anmuthig gestaltet. Das echte Weib kann man ohne Bedenken in einen Palast oder in eine Hütte setzen: sie wird beide wohnlich und angenehm zu machen wissen, vorausgesetzt, daß sie gesunden Herzens bleibt. Einzig und allein die männliche Brutalität oder der entschiedne Mangel an dem für die jedesmalige Lage Nothwendigsten wird störend einwirken können.

Elise griff ihr neues Verhältniß muthig und besonnen an. Es war gut, daß sie einen Gegner nicht zu bekämpfen hatte, nämlich die öffentliche Meinung, weil sie ihn nämlich nicht kannte und nicht einmal ahnte.

Allerdings machte die neue Hausordnung des Arztes in der Stadt großes Aufsehn. Daß er, statt sich mit einer seiner jungen Mitbürgerinnen zu vermählen, die Waise vom Lande, die freilich ein außerordentlich schönes Mädchen war, zu sich in's Haus nahm, fand man vielfach zu beschwatzen und zu bekritteln. Auf der andern Seite fand besonders der weibliche theefähige Theil der Einwohnerschaft sehr viel an Elise auszusetzen, weil sie zu einem unverheiratheten Mann zog und dadurch — sich eben dem Theeklatsch aussetzte.

Aber Elise wußte zum Glück nichts davon, wie lebhaft sie eine Zeit lang müßige Zungen beschäftigte, sie durfte daher auch sich keine Mühe zu geben, die bedenklichen oder mißfälligen Urtheile der Städterinnen umzustimmen. An der Meinung der alten Kathrine war ihr vorerst mehr gelegen als an der des ganzen weiblichen Stadtklatsches. Sie suchte also vor allen Dingen diese Persönlichkeit für sich zu gewinnen und das gelang leicht. Sobald die Alte merkte, daß die junge Hausgenossin über verfehlte Dinge nicht zankte, sondern sie selbst besser machte, daß dieselbe ihr keine beschwerliche Arbeit zumuthete, sondern sie lieber selbst verrichtete oder durch gemiethete Leute verrichten ließ, daß dieselbe ihr jede Erheiterung, die irgend thunlich war, zuwandte und sie keineswegs beim Hausherrn in Schatten zu stellen suchte, sondern vielmehr in aller Weise

vertrat und entschuldigte: sobald die alte Kathrine dies alles und manches Andre merkte, da ging eine große Aenderung mit ihr vor; sie legte ihr mürrisches Wesen ab und wurde die bereitwilligste, thätigste und anhänglichste Gehülfin der jungen Führerin des Hauswesens. Erstaunt und erfreut beobachtete dieß der Doktor, der wohl wußte, wie wenig früher Kathrine ihm und sich selbst zu genügen im Stande gewesen war.

Nächstdem widmete Elise ihre Aufmerksamkeit dem bisher sich selbst überlassen gebliebnen Knechte, der das Pferd des Doktors besorgte, aber außer dem Hause Wohnung und Kost hatte und daher seine meiste Zeit in schlendernde Müßiggang zubrachte. Eine einzige Vorstellung bei dem Hausherrn brachte es dahin, daß in dem großen Gebäude ein angemeßner Raum für den Knecht ermittelt und eingerichtet wurde, und nun wurde seine Thätigkeit für das Hauswesen in Anspruch genommen: er mußte die Kleidung und die Geräthschaften des Herrn reinigen und in Ordnung halten, Brennvorräthe beschaffen, Bestellungen ausführen, kurz er war jetzt immer zur Hand, während man früher ihn dann am wenigsten erlangen konnte, wenn man seiner am nöthigsten bedurfte. Dem Burschen selbst gefiel dies Leben viel besser als das frühere, das ihm oft genug zur Last gewesen war und so wurde ein sehr brauchbarer Diener aus ihm.

Nachdem sich Elise diese Kräfte dienst- und nutzbar gemacht hatte, ging sie alles Eifers daran, dem Hausherrn selbst das Leben erfreulicher zu gestalten. Nachdem sie sich dessen Gewohnheiten und Liebhabereien im Stillen gemerkt, richtete sie Alles darnach ein, so daß er unvermerkt in seinem Hause eine Behaglichkeit fand, die er früher nicht gekannt hatte. In demselben Verhältnisse, wie er sich daheim wohler fühlte, wurde er auch mittheilender und freundlicher, worüber die alte Kathrine in das größte Erstaunen gerieth. Aber sie bedachte nicht, daß ein Mann, der von anstrengendem Beruf nach Hause kommt, immer etwas still ist und zugleich nach häuslicher Pflege verlangt; daß es einen großen Unterschied ausmacht, ob er dann seinen Ofen geheizt, seine Lampe zum Anstecken fertig, Schlafrock und Pantoffeln und ähnliche Bequemlichkeiten zurecht gestellt findet, oder ob er Alles erst fordern und befehlen soll, nach Allem erst herumsuchen muß.

Nun legte Elise auch Hand an die wirkliche Verschönerung der häuslichen Räume. Das Haushaltungsgeld, welches sie erhielt, war so ansehnlich, daß sie die Ersparnisse desselben zur Anschaffung solcher Dinge verwenden konnte, die an sich entbehrlich und doch so angenehm für Auge und Gemüth sind. Sobald der Arzt dies merkte, überließ er ihr mancherlei Luxusgegenstände, die er zum Geschenk oder sonst zufällig

erhalten, aber in den ungeeignetsten Räumen versteckt hatte; vor allem stellte er ihr eine reiche Kupferstichsammlung zur Verfügung, aus der sie passende Stücke auswählte und zur Verzierung der Wände einrahmen ließ.

Kurz, nach Verlauf einiger Zeit hätte man so wenig das Haus wie die Leute darin wieder erkannt, denn Beides hatte sich gleichmäßig verändert. Felsberger bemerkte das Alles wohl, er unterstützte und förderte es sogar, aber er sprach sich nie darüber aus. Dies war der alten Kathrine gar nicht recht, weniger in Beziehung auf sie selbst als auf das „Fräulein," welchem nach ihrer Meinung viele und laute Lobeserhebungen gebührten. Elise hatte feinere Fühlfäden des Geistes; sie hatte die Ueberzeugung, ihre Pflicht zu thun, und wäre damit schon zufrieden gewesen, aber sie wußte auch, daß ihr Schalten und Walten vom Hausherrn anerkannt und gebilligt wurde, wenn er auch kein Wort darüber verlor. Dafür bürgte ihr nicht nur im Allgemeinen das aufgeheiterte Wesen des Doktors, sondern auch manche zuvorkommende und feine Artigkeit, die er ihr erwies, manche Annehmlichkeit und Freude, die er ihr bereitete.

So war der Winter verstrichen und ein schöner Frühling belebte und schmückte die Natur. Da sagte einst Felsberger zu Elise: „Eigentlich leben Sie ganz wie eine Einsiedlerin, Fräulein Elise, während Sie

doch sonst auf dem Lande sehr an die freie Luft gewöhnt waren. Haben Sie nicht den Wunsch, zuweilen einen Spaziergang zu machen?"

„Nein — antwortete Elise ganz einfach — auf dem Lande gewöhnt man sich wohl am wenigsten daran, spazieren zu gehen, nur um spazieren zu gehen."

„Ganz recht — sagte der Arzt — das ist auch eine Erfindung der Städter. Aber könnte es Ihnen nicht wohl Vergnügen machen, an schönen Sonntagsnachmittagen größere Ausflüge mit mir in die Umgegend zu unternehmen? Hätten Sie in dieser Hinsicht gar keinen Wunsch?"

Elisens Wangen färbten sich röther, doch sagte sie nur: „O gewiß wäre das sehr schön."

„Sie haben Ihren Geburtsort gar nicht wieder besucht; wie wär' es, wenn wir damit einmal zum Versuch den Anfang machten?"

Mit strahlenden Augen erwiderte sie: „Gewiß, Herr Doktor, das würde mir die allerhöchste Freude machen."

„Nun gut, so wollen wir es auf den nächsten Sonntag festsetzen. Mein kleiner einspänniger Wagen muß doch auch einmal gebraucht werden. Außerdem hat mir Thomas Lund, der jetzt in Ihrem Hause wohnt, und noch mehr seine hübsche Frau schon lange mit dem Wunsche in den Ohren gelegen, daß wir einmal bei ihnen Kaffee trinken sollten."

So war denn also der Ausflug beschlossen. —

Das halbe Dorf gerieth in Aufruhr, als „Pfarrers Elise“ anlangte und nebst dem allbekannten aber nur mit scheuer Ehrfurcht betrachteten Doktor bei ihrer alten Wohnung ausstieg. Die Gäste wurden von den Hausbewohnern herzlich begrüßt und in die alte Laube geführt, in welcher ein Tisch und zwei Stühle aufgestellt waren. Vergeblich war alles Bitten Elisen's, daß ihre Wirthe gemeinschaftlich mit ihnen trinken sollten; doch stand das Ehepaar am Eingang der Laube und ließ sich gern mit in das Gespräch ziehen, wo denn Elise gar viel zu fragen hatte.

„Wie geht es denn im Pfarrhause?“ war eine ihrer ersten Fragen.

„Der Pfarrer Kneisius — antwortete Thomas — ist nun wirklich um seine Entlassung aus dem hiesigen Dienste eingekommen. Die letzten Geschichten mit der Frau Pfarrerin und mit dem jungen Herrn Werner haben dem Faß den Boden ausgeschlagen; er sieht wohl, daß seines Bleibens hier nicht ist. Und die Kirchenältesten haben eine Eingabe gemacht, die Hand und Fuß hat. Man sagt auch, daß er schon bald wegkommt; sie sollen ihm eine Anstellung als Gefängnißprediger in Eulenberg gegeben haben, und das mag eine gute Stelle für ihn sein.“

„Die Tochter Gabriele — mischte sich hier Anne-

Marie in die Unterhaltung — ist noch bitterböser und magerer geworden, als sie sonst war. Ich weiß, sie hat heute wie eine Spinne hinter ihren Fenstergardinen gelauert, als unser Fräulein Elise in's Dorf einfuhr wie eine Prinzessin, während unsre Leute sich über keine Prinzessin so freuen würden, wie sie sich heut gefreut haben, als Fräulein Elise angefahren kam."

So plauderte man eine Zeit lang, bis Elise ihren alten Freund Fröbel besuchen ging.

Felsberger blieb allein in der Laube und fühlte sich überaus wohl in dem kleinen aber noch immer hübschen Garten. Es war ein reizender Nachmittag. Die Natur schien den Sonntag gemeinsam mit den Menschen zu feiern, nur ein sanfter Lufthauch bewegte die frischgrünen Blätter; der blaue Himmel mit dem leichten Gewölk, die Sonne mit ihren wärmeren Strahlen, die Blumen mit ihren frischesten Farben: Alles schien sein Festkleid angelegt zu haben. Thomas saß am Hause in einem Lehnrohrstuhl und rauchte seine Pfeife; da er den Rock abgelegt hatte, fiel die Sonntagsweste und die reine Wäsche um so prunkender in's Auge. Auf seinen Knieen hatte ein derber zwölfjähriger Knabe Platz genommen und erzählte, wie viele Nester er schon gefunden, während der Vater aufmerksam zuzuhören schien, in Wirklichkeit aber an ganz andere Dinge, vielleicht auch an — gar nichts dachte.

Auf einem niedrigeren Stuhle saß Anne-Marie, gleichfalls mit ihrem besten Putze angethan und hielt auf ihrem Schoße einen dreijährigen Knaben, der herzhaft in eine Butterschnitte einbiß. Neben ihr stand ein zehnjähriges Mädchen, das in Ermangelung einer andern Beschäftigung mit den Bändern an der Mütze seiner Mutter spielte. Ueber die ganze Gruppe war eine so friedliche Ruhe ausgegossen; es war die Sonntagsfeier wackrer Landleute. Nur Leute, die viel körperlich arbeiten, kennen eigentlich diese Ruhe, die so völlig befriedigt und keinen Wunsch nach sonstiger Beschäftigung und Unterhaltung aufkommen läßt.

Felsberger beobachtete aus der Ferne lange die Familiengruppe; der freundliche Anblick verscheuchte eine Wolke nach der andern in seinem Gesicht; in seinem Auge schien sogar etwas wie Erweichung aufzuthauen; doch er fuhr rasch mit der Hand darüber hin, wandelte im Garten umher und versuchte seine Aufmerksamkeit auf die Blumen zu wenden. Aber unwillkürlich lenkten sich seine Schritte immer näher zu der ruhenden Familie hin, plötzlich stand er neben ihr und fragte mit ungewöhnlich mildem Tone: „Nun, Thomas, es geht Euch ja wohl jetzt recht gut?"

„Gott sei Dank, es geht so ziemlich. Ich verdiene so viel als wir brauchen; wir sind alle gesund, und es herrscht kein Unfrieden unter uns."

„Da seid Ihr freilich glücklich zu nennen!“ sagte Felsberger mit einem leichten Seufzer.

„Mit so gelehrten Herrn wie Sie können wir uns freilich nicht vergleichen, aber für Bauersleute geht es uns gut genug.“

„Ach, mein Freund, die Gelehrsamkeit thut's nicht. Wenn man eine brave Frau und gute gesunde Kinder besitzt und dabei sein Auskommen hat, so kann man nicht dankbar genug dafür sein; alles Andre ist Nebensache. Ich wollte gleich mit Euch tauschen.“

Die muntre Anne-Marie mußte hierüber lachen und hatte Dreistigkeit genug zu der Frage: „Ja, warum hat denn der Herr Doktor keine Frau, da er doch recht gut eine ernähren kann?“

Thomas nahm erschrocken die Pfeife aus dem Mund und sah strafend nach der Frau hinüber; aber die ließ sich nicht irre machen, sondern blickte dem Arzte schelmisch fragend in das Gesicht. Ein plötzlicher Schatten verfinsterte die vorher freundlichen Züge des Arztes, doch er suchte ihn zu verscheuchen und antwortete mild: „Bei uns studirten Leuten trifft sich das nicht immer so. Wenn wir in den Jahren sind, wo wir heirathen mögen, dann ist gewöhnlich die Einnahme zu gering, und wenn endlich die Einnahme da ist, so sind wir zu alt geworden, und es nimmt unser einen keine mehr.“

„Ei, Spaß! — sagte die kecke Frau — einen Mann wie Sie nimmt jedes ordentliche Mädchen gern, es müßte denn sein Herz sonst schon verschenkt haben."

Thomas ließ seine Pfeife ganz ausgehen vor Verwunderung, wie seine Frau mit dem Herrn Doktor über so leichtfertige Dinge reden könne.

Felsberger erwiderte mit einer gewissen Schwermuth: „Da steckt's eben, Frau Anne-Marie. Die ordentlichen Mädchen haben meist schon ihr Herz an jüngre Herren verschenkt."

„Ach behüte! Da ist z. B. unser Fräulein Elise, das ist doch gewiß ein ordentliches Mädchen: sie ist die schönste weit und breit, ist gut und fromm und fleißig und hat ihr Herz an keinen jungen Herrn vergeben. Aber auf Sie hält sie erstaunliche Stücke. Als ich in vergangener Woche bei ihr war, erzählte sie mir so viel Liebes und Gutes vom Herrn Doktor, daß ich ordentlich auf besondre Gedanken hätte kommen können."

„Dummes Zeug!" brummte Felsberger, kehrte sich um und wandelte wieder auf die Laube zu.

„Da siehst du's nun, Anne-Marie — sagte Thomas vorwurfsvoll — ich dacht' es gleich, daß du ihn mit deinem Geschwätz böse machen würdest."

„Ach was, darüber wird kein Mann böse!" sagte Anne-Marie und wirklich mochte sie in dieser Hinsicht die Männer besser kennen als ihr Eheherr. Sie erhob

sich nun, um mit Thomas Beistand ein kleines ländliches Abendessen vorzubereiten und die Kinder verliefen sich in das Dorf.

So blieb Felsberger im Garten allein und schien in ernste und wichtige Gedanken vertieft, aus denen er erst nach einiger Zeit geweckt wurde, als Elise durch die kleine Gartenpforte hereintrat.

„Bin ich auch zu lange ausgeblieben?" fragte sie freundlich.

Statt der Antwort reichte ihr Felsberger die Hand, was er noch niemals gethan hatte und führte sie in die Laube. Als sie hier Platz genommen hatten, sprach er mit ernster aber doch weicher Stimme: „Ich möchte Ihnen wohl etwas aus meinem früheren Leben erzählen, wenn Sie es anhören wollen."

Elise sah verwundert aber herzlich zu ihm auf: „Ei, das bedarf wohl keiner Frage."

„Ich bin — begann Felsberger — als einziger Sohn eines früh vereinsamten und fast menschenfeindlichen Vaters in der größten Zurückgezogenheit aufgewachsen; die freundlichen Gestirne der Mutterzärtlichkeit, der Geschwisterliebe, der Freundschaft haben meine stille und dunkle Jugend nicht beschienen; das mag der erste Grund gewesen sein, der meinem Charakter etwas Abgeschloßnes und Zurückhaltendes verlieh. Als ich meine Studien beendet, aber auch mittlerweile meinen Vater

verloren hatte, ließ ich mich in einer großen und reichen Stadt nieder. Die vornehme Welt hascht in ihrer langweiligen Eintönigkeit stets nach einer neuen Unterhaltung und so verfiel man darauf, die Erscheinung des jungen Arztes interessant zu finden. Man hielt mich für einen geistreichen Sonderling und wie denn gern die müßigen Reichen ihren gesellschaftlichen Aufwand mit fremdem Geiste bestreiten, den sie in ihre sonst so leeren Gesellschaftskreise zu ziehen trachten, so gab man sich auch viele Mühe, mich an sich zu fesseln und einen gewissen Prunk mit mir zu treiben. Ich kann hierüber ganz offen reden, weil ich schon längst eingesehen habe, wie wenig das anzuschlagen ist, was man „Geist" nennt, und wie geringfügig es neben dem ist, was den Charakter ausmacht. Es gelang den vornehmen Leuten, in mir den Ehrgeiz oder vielmehr, wie ich richtiger sagen würde, die Eitelkeit zu wecken; ich ließ es mir gefallen, für einen geistreichen jungen Mann zu gelten, ich legte sogar Werth darauf, um so mehr da meine ärztliche Wirksamkeit in kurzer Zeit eine unglaubliche Ausdehnung gewann. Am meisten zog mich eine der allerreichsten Familien an sich und ich bewegte mich auch bald in deren Kreise am Liebsten, weil eine der Töchter des Hauses einen immer größeren Eindruck auf mich machte. Ich kann behaupten, daß ich im Anfang sie keineswegs auszeichnete und

bevorzugte, aber sie wußte eine so feine Koketterie gegen mich in Anwendung zu bringen, daß ich mich bald in den Netzen derselben verstrickt sah. Als ich um die Hand des Mädchens anhielt, wurde ich entschieden abgewiesen. Die Eltern ließen mir mittheilen, daß sie mich für zu verständig hielten, um im Ernst an eine solche Verbindung zu denken, daß sie aber in der Bewerbung nur einen erledigten Zwischenfall erblickten der mich nicht abhalten würde, nach wie vor eine Zierde ihrer gesellschaftlichen Kreise zu sein. Die Tochter erklärte, sie habe allerdings ihre Gefühle für mich verkannt und das für eine tiefere Neigung gehalten, was sie bei sorgfältiger Selbstprüfung nur als aufrichtige Hochachtung erkenne; ich möchte also mich mit der Stelle eines geschätzten Freundes begnügen. — Es giebt Menschen, die für das Leben erzogen werden müssen durch wiederholtes Fehlgreifen und durch dessen Folgen. Solche Menschen wären sogar schlimmer daran gewesen, wenn sie den rechten erfolgreichen Griff gleich von vorn herein gethan hätten. Es giebt jedoch auch andere von sensiblerem Gemüth, die, wenn ihnen der erste Griff mißlungen ist, einen zweiten nicht wieder wagen. So hatte über mich die herzlose Koketterie eines klugen aber eitlen Mädchens entschieden; ich fühlte, daß ich mit diesem einen Verlust auf eigentliches Lebensglück verzichtete. Ich raffte zusammen,

was mir von einem kleinen Vermögen übrig war und was ich mir während meiner Praxis bereits erspart hatte, machte Jahre lang Reisen durch verschiedne Länder Europa's, hielt mich in den größeren Städten, wo für mein Fach etwas zu lernen war, längere Zeit auf und kehrte endlich zurück, erfahrener in meinem Beruf, aber völlig einsam. Ich wählte mir eine kleine Stadt zu meinem künftigen Wirkungskreis, weil der Aufenthalt daselbst meinen Neigungen mehr entsprach als in einer größeren. So bin ich das geworden, was ich bin: rauh und schroff, ohne Ansprüche an das Leben, aber auch ohne Befriedigung durch das Leben. Hätte ich eine künstlerische Anlage besessen, so würde ich das, was mich beschwerte, durch Schaffen künstlerischer Bildungen los geworden und genesen sein; da es mir aber an jeder derartigen Begabung fehlte, blieb der Krankheitsstoff im Geiste und steckte denselben immer mehr an."

Felsberger machte hier eine Pause, als wenn er seiner Zuhörerin Gelegenheit zu irgend einer Bemerkung geben wolle; da sie aber in gedankenvollem Schweigen verharrte, so fuhr er fort: „Ich bin nicht unzufrieden mit meiner Lebensstellung, da ich weiß, daß sie Nutzen bringt, aber bis jetzt konnte sie doch die Leere meines Herzens nicht ausfüllen; sobald mein Tagewerk gethan war, erfaßten mich Ueberdruß und Unmuth. Darin ist seit Kurzem eine Aenderung eingetreten und zwar durch Sie, Elise."

Elise schrak plötzlich auf, als sie sich auf einmal in die Eröffnungen Felsbergers hereingezogen hörte; sie fühlte, daß diese Eröffnungen eine bestimmte Beziehung auf sie hatten; sie merkte, daß das Blut sich ihr im Herzen zusammendrängte. Aber ihr Auge hing gleichsam mit kindlich vertrauenden Fragen an dem Redenden.

Mit einem schwermüthigen Lächeln fuhr Felsberger fort: „Die Dichter haben uns schön geschildert, wie der von den Furien verfolgte Orest bei der Schwester Iphigenie Sühnung und Ruhe fand, weil sie, die tadellose Jungfrau, den Verbrechen und dem Fluch des Hauses entzogen, die Kraft bewahrt hatte, aus ihrer reinen Nähe die Furien zu bannen. Auch Sie sind eine solche Iphigenie, liebe Elise; in Ihrer Nähe wagen sich an mich die Furien des Lebensüberdrusses und des Unmuths nicht, in Ihrer Nähe, das fühle ich, kann ich wieder Vertrauen und Hoffnung auf Lebensglück fassen. Wollen Sie meinem Leben dieser wohlthätige Genius bleiben, wollen Sie meine Gattin werden, Elise?"

Sie sank kraftlos an die Lehne ihres Stuhles zurück, die Hände fielen in den Schoß; eine plötzlich ihre Wangen überströmende Röthe wechselte eben so plötzlich mit gänzlicher Blässe; ihre Augen waren zur Erde gesenkt und halbgeschlossen.

Sanft sprach Felsberger weiter: „Sie sind überrascht, aber Sie sollen mir auch nicht gleich antworten,

sondern Alles gehörig erwägen. Ich bin zu alt für die schwärmerische Gluth der Jugend, aber ich liebe Sie von Herzen und daß diese Liebe mehr ist als blos menschenfreundliche oder väterliche Zuneigung, dafür bürgt mir der Kampf, den es mich gekostet hat, Ihnen diese Mittheilung zu machen. Denn ich weiß ja wohl, daß Sie, wenn Sie meinen theuren Wunsch nicht erfüllen können, aus meinem Hause scheiden werden und was ich damit verlöre, weiß ich nur zu gut. Seit Sie bei mir wohnen, habe ich Ihr schönes Gemüth und Ihren edlen Geist schätzen gelernt; meine ganze Zuneigung ruht auf Ihnen, meine Achtung und Liebe werden Ihnen ewig gehören. Von der andern Seite müssen Sie bedenken, daß ich bereits vierzig Lebensjahre zähle; schon deshalb würde ich keinem Mädchen Ihres Alters eine solche Frage vorlegen, wenn es nicht ein Mädchen von Ihrem gediegnen und gereiften Sinne wäre. Bedenken Sie ferner, daß ich wenig geeignet bin, Ihnen solche Lebensfreuden zu verschaffen, wie sie die Jugend zu lieben pflegt, daß der Ernst meines Charakters wenig Anziehendes für ein jugendfrisches Gemüth darbietet. Ueberlegen Sie sich das Alles recht wohl. Um Ihnen besser Zeit dazu zu lassen, werde ich jetzt den Rückweg nach der Stadt zu Fuß antreten, der Knecht kann Sie dann später nach Hause fahren."

Felsberger wollte aufstehen, aber Elise legte sanft

ihre Hand auf seinen Arm, so daß er sitzen blieb. Dann sagte sie mit zitternder Stimme und doch mit der Entschiedenheit des vollen Bewußtseins: „Es bedarf dazu keiner Zeit und keiner Ueberlegung; wenn ich solche verlangte, so wäre ich ungerecht gegen Sie und unwahr gegen uns Beide. Darin, daß Sie mir Ihre Hand bieten, erkenne ich den Segen meiner theuren Eltern. Nicht weil ich ein verwaistes und hilfloses Mädchen bin, nehme ich die dargebotne Hand an, sondern weil mein Herz an Ihnen hängt und ich mir sagen muß, daß ich an Ihrer Seite glücklich und zufrieden leben werde und weil eine innre Hoffnung mir verkündet, daß ich vielleicht auch zur Verschönerung Ihrer Tage beitragen kann."

„Aber mein vorgerücktes Alter?" fragte er fast athemlos.

„Es ist mir viel leichter, mich an einen Mann wie Sie anzuschließen, dem ich vollkommen vertraue, als an einen jüngeren."

„Und mein rauhes Wesen?"

„Rauh? — Wenn Sie es sind, so ist die Tugend selbst rauh; wer diese liebt, muß auch Sie lieben. Meinen Sie denn, mich hätte jemals der Gedanke verlassen, wie Sie mich vom Sterbelager meiner Mutter in Ihr Haus holten? Mit welcher Rücksicht und Zartheit Sie mich seitdem behandelten? Meinen Sie, es wäre mir

verborgen geblieben, wie edel und großmüthig sie gegen Alle sind? Wie die Armen in Ihnen den bereitwilligsten und uneigennützigsten Freund besitzen? Wie Sie unter anspruchsloser Hülle ein so weiches, so menschenfreundliches Herz bergen? Meinen Sie, Ihre guten Handlungen, wenn auch im Stillen verübt, hätten Ihren Hausgenossen verborgen bleiben können?"

„Halten Sie ein, Elise, ich verdiene Ihr Lob nicht. Habe ich in meinem Leben irgend etwas Gutes gethan, so finde ich in diesem Augenblick den vollsten Lohn; wenn ich bisher manches entbehrt habe, so erhalte ich nun den reichsten Ersatz durch Dich, Du liebes holdes Wesen!"

Er schlang einen Arm um sie und sie lehnte vertrauend ihr Haupt an seine Brust, damit er ihre Thränen nicht sähe, aber sie wußte nicht, daß auch seine Augen feucht waren. Und die Nachtigallen begannen zu schlagen und die sinkende Sonne streute ihre milden Strahlen über Bäume und Blumen und glänzte wieder in den fallenden Thränenperlen des Mädchens und in den feuchten Augen des Mannes.

„Wenn eine frohe Ahnung mich nicht täuscht — sagte Felsberger nach einiger Zeit — so wirst Du diese Stunde nie zu bereuen haben, theuerste Elise."

„Ich bin jetzt schon glücklicher — erwiderte sie — als ich je zu werden dachte; daß ein so edler Mann

mich würdigen könne, seine Gattin zu sein, haben meine kühnsten Hoffnungen nie geträumt. Und doch kann mein Glück noch wachsen, wenn ich die Gewißheit erlange, daß ich wirklich zur Erhöhung Ihres Lebensglückes beitrage."

„Sieh — sagte Felsberger im frohen Geplauder der Liebe — schon lange war es mir eigen zu Sinne. Das schöne Walten eines Genius, wie Du bist, wiegte mich in einen süßen Rausch. Wenn ich sonst nach Hause kam, müde und verdrießlich, dann empfing mich die alte Kathrine wenigstens eben so verdrießlich; sie machte beim besten Willen Alles verkehrt; ich zog mich murrend auf mein Zimmer zurück und verbrachte dort die Stunden in unerquicklicher Einsamkeit. Dir aber merkte ich immer an, daß Du auf mich gewartet hattest und der Gedanke, daß meiner ein freundliches Wesen zu Hause warte, verschönte mir den Weg zur Wohnung. Du schautest wohl gar, wenn das Essen fertig war, nach mir aus und empfingst mich auf der Hausflur mit Freundlichkeit, obgleich Du hattest warten müssen; hattest für Alles gesorgt und erheitertest mich durch Deine sinnigen Gespräche. Mochte ich auch noch so sauertöpfisch sein, Du verstummtest nicht schmollend, sondern zwangst mich durch fortgesetzte Freundlichkeit, selbst freundlicher zu werden. Da dachte ich oft bei mir: das ist ein Mädchen, wie es sein soll; Heil dem

Manne, dem sie einst die liebende Genossen wird! Und ich beklagte dann, daß meine vorgerückten Jahre mir jeden solchen Wunsch raubten, ja es wurde mir manchmal, wenn ich Dich so liebevoll für meine Bedürfnisse und selbst für meine Launen sorgen sah, so warm um's Herz, daß ich Dir hätte etwas Liebes sagen mögen, aber ich hütete mich wohl. Mein bisheriges Leben liegt hinter mir wie ein langer Winter, die kommenden Tage aber erscheinen mir, wenn auch nicht wie ein Frühling, doch wie ein heller Sommer und wie ein reicher Herbst."

Das innige Glück, welches sich in den übersprudelnden Worten des sonst so stillen Mannes aussprach, wie beseligte es die glückliche Elise. Es war ihr ein erhebender Gedanke, daß sie auf diese edle Stirn den Blüthenkranz drücken sollte, um den eine ihrer Schwestern ihn getäuscht hatte. Mit echt weiblicher Neugierde fragte sie, wie es derselben weiter ergangen wäre.

Ein wenig verdüstert antwortete Felsberger: „Schweigen wir künftig ganz von der, die ich nicht hassen mag und deren Andenken mich doch immer mit neuem Unwillen erfüllt. Aeußerlich ist ihr Schicksal leidlich gewesen, doch glücklich soll sie nicht geworden sein und nicht gemacht haben."

Während ihres Gespräches merkten sie nicht, daß Anne-Marie herangekommen war und nun neben ihnen stand. Sie hatte fragen wollen, wann sie ihr

kleines Abendbrot auftragen solle und blickte nun stumm in freudiger Ueberraschung auf die Gruppe, deren wahre Bedeutung sie nicht verkennen konnte. Felsberger wurde erst aufmerksam, als die überraschte Elise sich verschämt an ihn verbarg und als Anne-Marie mit schelmischer Heiterkeit fragte: „Wollen Sie noch immer mit Thomas tauschen, Herr Doktor?"

„Um die Welt nicht!" rief Felsberger mit komischer Hast, setzte aber gleich lächelnd hinzu: „Nein, tauschen möchte ich jetzt nicht mehr mit ihm, ein so schmuckes und braves Weib Ihr auch seid, Anne-Marie. Ich habe seitdem wirklich eine gefunden, die ihr Herz noch nicht verschenkt hat und die es mit mir versuchen will."

„Ich hab's mir wohl so gedacht!" rief Anne-Marie jubelnd. „Das muß ich meinem Mann sagen, der wird sich freuen! Und das ganze Dorf wird sich freuen!"

„Das ist schon ganz gut — meinte Felsberger — aber für heute schränkt die Mittheilung blos auf Euren Mann ein, wenn Ihr wollt, daß wir noch einen Pfannkuchen mit Euch essen sollen; denn die neugierige Freude des ganzen Dorfs würde uns etwas unbequem fallen."

„Ei, ich werd' auch nicht so dumm sein!" rief sie und eilte fort.

„Wie ist Dir — fragte der Arzt Elise — Du bist so stille?"

Elise antwortete sanft: „Mir ist so wohl, wie mir nie gewesen. Aber ich hatte für diese Abendzeit mir einen Gang zum Kirchhof vorgenommen und den habe ich nun um so mehr Grund zu machen."

„Ich gehe mit!" sagte er und sie verließen den Garten.

Im Hause ging's drunter und drüber; denn wiewohl an dem frugalen Abendessen nichts mehr geändert werden konnte, so wußte doch Anne-Marie unter Beistand ihres Mannes und der Kinder die Stube in der Eile mit Blumen und Laubwerk zu verzieren. Als das Paar bei schon anbrechender Dämmerung zurückkam, da nahm sich das bekränzte und erleuchtete Zimmer festlich genug aus.

Felsberger schaffte aus seinem Fuhrwerk einige mitgebrachte Flaschen Wein herbei; die ganze Familie mußte um den Tisch Platz nehmen; er selbst ließ sich neben seiner lieblichen Braut nieder und das erste Glas wurde auf das Wohl des glücklichen Paares geleert.

„Dieses zweite Glas — sagte Felsberger — bringe ich dem Wohl Deines Bruders Werner!"

# Drittes Buch.

# Auf der Flucht.

---

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Schiller.

## Drittes Buch.

# Auf der Flucht.

## 1. Die Flucht.

Werner wurde von dem menschenfreundlichen Landrath in dessen eignem Wagen nach der Grenze geschickt, während ihn dieselben beiden Polizeisoldaten begleiteten, die früher zu seiner Verhaftung beordert gewesen waren. Er saß still in seiner Ecke und dachte an die verstorbne Mutter und an die zurückgelassne Schwester. Gegen Abend langte man an der Grenze an.

„Da ist der Grenzpfahl!" sagte der eine Soldat.

Sich zum Wagen herausbiegend, sagte Feiertag: „Im Wirthshause gleich dahinter sollen wir ihn abliefern. Ich bin neugierig, was für eine Eskorte man uns entgegen geschickt hat."

„Im letzten Dorfe sprach man davon, daß schon seit drei Tagen eine halbe Schwadron Reiterei auf der Grenze wartete."

„Dummes Zeug! Das wäre auch der Mühe werth. Ich sehe gar Niemand, nur ein abgespannter Wagen steht vor dem Hause."

Als der Wagen hielt und Werner herausstieg, bemerkte er seinen alten Freund Salzmann, der eben in die Hausthür trat; aber er sah auch, wie derselbe ihm mit den Augen winkte und dann den Finger auf

den Mund legte. Werner konnte daraus entnehmen, daß Salzmann ihre Bekanntschaft verleugnen wollte; er ging daher hinter den Polizeisoldaten schweigend bei dem Gensdarmen, welcher stolz nur ein wenig Platz machte, vorbei in das Haus. Aber indem er an Salzmann vorüber strich, flüsterte dieser ihm zu: „Benutzen Sie die Gelegenheit zur Flucht, wir sollen Sie nach der Festung Grausitz bringen, das ist ein Hundeloch.“

Die Polizeisoldaten hatten nichts gemerkt und nachdem sie in die Wirthsstube eingetreten waren und ihr Gefangner gleichfalls sich hinein begeben hatte, so folgte Salzmann mit unbefangnen Mienen nach. Werner hielt sich jetzt nicht mehr für gebunden durch sein Wort und war allerdings entschlossen, die Flucht zu ergreifen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darböte. Er merkte seinem alten Freunde an, daß dieser mit irgend einem besondern Vorhaben umging, denn derselbe trat mit einer anspruchsvollen Keckheit, mit einer soldatischen Renommage auf, die Werner sonst gar nicht an ihm kannte. Während die Soldaten sich einiger überflüssiger Kleidungsstücke entledigten, winkte Salzmann seinem Schützling mit den Augen nach einer halbgeöffneten Kammerthüre zu und Werner näherte sich derselben allmälich und unbemerkt.

Mit dem hochmüthigen Ton der Herablassung sprach Salzmann zu den beiden Soldaten: „Nun,

Kinderchen, wo habt Ihr denn Eure Pferde gelassen? Ihr kommt ja auf einem Fuhrwerk, als wenn Ihr zur Bagage gehörtet."

Feiertag antwortete empfindlich: „Wir sind Polizei-Soldaten zu Fuß."

„Ach so, Ihr gehört wohl zur sogenannten Trippel-Garde?"

„Was soll das heißen?" fuhr Feiertag auf.

„Ich meine: die die letzte Ochsen-Campagne bestanden hat und selbige Campagne habt Ihr wohl mitgemacht?"

Diese Anspielung bezog sich auf einen Vorfall bei einer kriegerischen Uebung der jenseitigen Truppen; es war nämlich eine Compagnie derselben durch einen wüthend gewordnen Stier in arge Verwirrung und Flucht gebracht worden.

Mit einem giftigen Blicke erwiderte Feiertag: „Wir sind nicht mit dabei gewesen; sollte mir aber ein Ochse in den Weg kommen, so werde ich schon wissen, mit ihm fertig zu werden."

„Doch nicht mit Eurer Plempe da?" fragte Salzmann, indem er mit unsäglichem Hohn auf das kurze Seitengewehr des Soldaten blickte, sich aber auf seinem gewaltigen rasselnden Säbel wiegte: „Männchen, da möchtet Ihr doch zu kurz kommen, denn so ein Käsemesser ist wohl nur gut dazu, um etwa eine Wurst, wenn sie weich ist, durchzuschneiden."

Feiertag's Geduld war erschöpft, er sprach leidenschaftlich: „Wenn ich jetzt auch nur mein Seitengewehr habe, so trage ich sonst doch auch eine Flinte und kann den größten Ochsen vor den Kopf schießen, wenn er auch einen Pallasch an der Seite trägt, so lang wie ein Heubaum."

„Himmeldonnerwetter und Kreuzelement!" rief Salzmann mit gut erheucheltem Zorne. „Ein Ochse mit einem Pallasch an der Seite? Das soll ja offenbar auf mich, einen königlichen Gensdarmen gehen! Da soll ja das Wetter drein schlagen, wenn sich so ein Flaps untersteht, einen königlichen Gensdarmen in seinen eignen Staaten einen Ochsen zu nennen! Wenn man sich einen gnädigen Spaß mit Euch Trippelgardisten machen will, so unterfangt Ihr Euch, in fremdem Lande die Uniform Seiner Majestät zu beschimpfen? Das ist ja ein radikaler Bruch des Völkerrechts und Euch soll der Teufel neun und neunzigmal auf den Kopf fahren!"

Während er so wüthend auf die Soldaten einfuhr, hatte er Werner wieder durch einen Blick auf die Kammerthür hingewiesen, der verstanden und benutzt wurde. Werner schlüpfte durch die Thür in die Kammer, sah dort ein geöffnetes Fenster, war mit einem leichten Sprung im Garten, mit einem zweiten Sprung über den niedrigen Zaun im Freien und befand sich nach wenigen Schritten im Walde, wo er vorerst vor

jeder Verfolgung sicher war. Salzmann hatte seine Vorkehrungen mit vorsichtiger Benutzung der Ortsverhältnisse vortrefflich genommen, er hatte, als er den Wagen ankommen sah, seinen Gefährten sowie den Wirth und den Kutscher in den Stall zu schicken gewußt und die Kammerthür nebst dem Fenster geöffnet.

Obgleich der Gensdarm recht wohl bemerkte, daß der Gefangne fort war, so fuhr er doch in seinem verstellten Wüthen fort und rief mit einer wahren Schlachtstimme: „Holla, Hellwing, herbei zur Rettung der Ehre von König und Vaterland!"

Ein andrer breitschulteriger Gensdarm stürzte, gefolgt von dem Wirthe, in das Zimmer und fragte: „Sapperment, was ist los, Salzmann?"

„Der Teufel ist los!" schrie Salzmann. „Diese Infanteristen da nennen uns königliche Gensdarmen Ochsen!"

„Schwerenoth — sagte Hellwing — so sollen sie die Hörner zu schmecken kriegen! Willst Du los lassen, Du Höllen-Elementer!" schnob er den Begleiter Feiertag's an, welcher vermittelnd Salzmann's Arm angefaßt hatte und schleuderte ihn zur nachdrücklichen Unterstützung seines Befehls einige Schritte weit weg.

„Verehrte Kameraden — keuchte der so roh Behandelte — laßt Euch doch bedeuten, ich wollte nur Frieden stiften und das Ganze ist ja blos ein Miß-

verständniß. Der Wirth soll uns von seinem Besten bringen, dann trinken wir eins auf Friede und Freundschaft und Alles ist beigelegt."

„Das läßt sich hören — sprach Salzmann etwas besänftigt — wenn er gehörig um Verzeihung bittet von wegen des Ochsen, so wollen wir von dem Getränke trinken und der Friede ist zwischen den beiden Staaten hergestellt. Sonst aber berichten wir höhern Orts und Ihr sollt von unsrer Gesandtschaft zu hören kriegen. Ganz zuerst aber fragen wir Euch der Ordnung wegen: aus was für Veranlassung und Vollmacht erscheint Ihr auf dem Grund und Boden unsres allergnädigsten Landesherrn?"

Feiertag griff in seine Brusttasche und holte Papiere heraus, dann sagte er mit sauersüßem Tone: „Wir überbringen einen Arrestanten — —"

„Salzmann unterbrach ihn, indem er würdevoll fragte: „Vor allen Dingen: wo ist der Arrestant?"

Die Soldaten schauten sich um und erschraken nicht wenig, als sie den Gefangnen nicht mehr sahen, namentlich Feiertag's Augen traten hervor, als wollten sie aus ihren Höhlen springen.

„Wo ist — wiederholte Salzmann — Euer Arrestant? Oder wenn Ihr die nicht seid, die hier einen Arrestanten abliefern sollen, was zum Henker habt Ihr sonst hier zu suchen?"

„Er ist mit in die Stube gekommen!" rief der eine Soldat.

„Wo ist er denn?" fragte Hellwing.

„Er ist fort — stotterte Feiertag — auf Eure Gefahr und Verantwortung."

„Auf unsre Gefahr und Verantwortung?" rief Salzmann. „Was sind das für neue Flausen! Denke Dir in Teufels Namen, Hellwing, ein Gefangner, der uns gar nicht überliefert ist, soll fort sein auf unsre Gefahr und Verantwortung!"

„Die Kerls sind offenbar verrückt!" erklärte Hellwing.

Feiertag fuhr fort: „Wir haben ihn richtig über die Grenze gebracht."

„Was geht uns die Grenze an?" erwiderte Hellwing. „Habt Ihr ihn ordentlich an uns abgeliefert, habt Ihr Eure Papiere vorgelegt? Nichts habt Ihr gethan. Auf unsre Gefahr und Verantwortung — ei seht doch!"

„Aber Sie haben ihn doch selbst mit in's Haus und in diese Stube gehen sehen, mein Werthester!" wandte sich der eine Soldat an Salzmann.

„Was wußte ich davon — erwiderte dieser grob — ob der Mensch Euer Gefangner war oder nicht?"

Der Wirth hatte sich unterdessen etwas näher umgesehen und sagte gleichmüthig: „Durch diese Kammer ist er entwischt, das Fenster steht noch offen."

„Er kann noch nicht weit sein — sprach Feiertag — wir wollen ihn suchen.“

„Sucht Ihr in Eurem Lande — erwiderte Salzmann — wir wollen in dem unsrigen suchen, d. h. sobald wir Ordre dazu haben. Eh' Ihr aber an's Suchen geht, wird erst ein ordentliches Protokoll aufgesetzt und von uns allen, den Wirth eingeschlossen, unterschrieben. Vorher, bis das Protokoll fertig ist, laß ich keinen vom Platze.“

Die fremden Soldaten mußten sich dem fügen; man brachte, da es mittlerweile dunkel geworden war, eine Lampe herein und das Protokoll wurde unter vielem Hin- und Herstreiten, aber, wie die Umstände nicht anders erwarten ließen, ganz zu Gunsten der beiden Gensdarmen abgefaßt. Darauf setzten sich die Soldaten wieder in ihren Wagen und fuhren sehr kleinmüthig ab. Die Gensdarmen bestiegen auch bald ihre Pferde und trabten der nächsten Kreisstadt zu.

---

## 2. Im Walde.

Werner wußte, daß die Stadt Rottenheim nur wenige Meilen entfernt sein konnte; dahin wollte er zunächst seine Schritte wenden, um sich mit Theodor's Vater zu berathen. Vor allen Dingen vergewisserte er sich, daß er wieder in seinem Heimatstaate war, wo er zunächst, wenn er nicht etwa Feiertag und seinem Gefährten in die Hände kam, nichts zu befürchten hatte, während ihn im Nachbarstaate jeder Polizeibeamte verhaften konnte. Weiter ging es in der eingeschlagenen Richtung. Das Wetter war ihm insofern günstig, als weder Frost noch Regen das Wandern auf dem trocknen Waldbodenerschwerten. Aber die immer stärker eintretende Dunkelheit machte doch seinen Weg nach und nach schwieriger; der mondscheinlose Himmel war mit einer dichten Wolkenmasse überzogen und die Finsterniß wurde allmälig so dicht, daß der Flüchtling bald an einen Baumstamm stieß, bald über einen Stumpf strauchelte, bald sein Gesicht von niederhangenden Zweigen unsanft gestreift fühlte. Dennoch tappte er immer weiter; denn eines Theils wünschte er sich möglichst weit von seiner Eskorte zu entfernen, andern Theils wollte er lieber alles Ungemach der Wanderung ertragen als auf dem

kalten Boden lagernd den Morgen erwarten. Da er den ganzen Tag über fast keine Nahrung zu sich genommen hatte, so begann er auch einen lebhaften Hunger zu verspüren. Endlich kam es ihm vor, als habe er betretenen Boden unter seinen Füßen; er untersuchte genauer und überzeugte sich bald, daß es ein ziemlich breiter Weg mit Wagenspuren war, der ungefähr dieselbe Richtung verfolgte, welche er selbst bisher inne zu halten versucht hatte. Er schritt also auf diesem Wege rüstig vorwärts in der ununterbrochenen Waldesstille und mochte so einige Stunden gewandert sein, als er an einen harten Gegenstand anstieß, der sich bei näherer Untersuchung als eine Mauer, die von Bäumen überragt war, herausstellte. Nachdem er einige Schritte weiter gegangen, machte die Mauer und mit ihr der Weg eine plötzliche Wendung. Er bemerkte ein eisernes Gitterwerk und hinter demselben ein Haus, in welchem zwei Fenster zu ebner Erde erleuchtet waren und ihren Schein auch nach außen hin verbreiteten. Werner sah, daß er sich vor einem ziemlich stattlichen Wohngebäude befand; ein Garten trennte dasselbe von dem Gitter und durch dieses führte eine offen stehende Pforte auf den Weg.

Werner trat nach einiger Zögerung leise durch die Pforte, näherte sich vorsichtig dem niedrigen Fenster und blickte in die erleuchtete Stube. Es war nur ein

Mädchen in derselben, welches an einem Tische saß und strickend in einem Buche las. Neben ihm lag ein großer schöner Jagdhund, der bis jetzt geschlafen zu haben, nun aber die Nähe eines fremden Wesens zu wittern schien, denn er erhob sich und knurrte nach dem Fenster hin. Das Mädchen sah auf, konnte aber natürlich in der Dunkelheit draußen nichts erkennen. Werner war in Verlegenheit, wie er seine Anwesenheit kund geben sollte; da sprang der Hund bellend auf das Fenster zu, das Mädchen stutzte sichtlich, erhob sich aber dann sogleich und schritt beherzt ihm nach. Werner hatte sich einige Schritte zurückgezogen. Das Mädchen öffnete das Fenster und fragte hinaus: „Ist Jemand hier?"

Werner antwortete aus seiner bescheidenen Entfernung: „Ich habe mich im Walde verirrt und weiß nicht, wo ich bin. Wenn dies Haus vielleicht Fremde aufnimmt, so bitte ich um ein Unterkommen für die Nacht."

„Dies Haus ist ein Forsthaus — erwiderte das Mädchen — aber warten Sie ein wenig, ich will Ihnen die Hausthür öffnen."

Sie schloß das Fenster, entfernte sich mit dem Licht und öffnete die Hausthür, beruhigend die Hand auf den Kopf des Hundes legend, welcher bereit schien, dem Fremdling entgegen zu springen. Das kluge Thier

verstand die Herrin und ließ Werner eintreten, indem er ihn nur mit einem leisen Geknurr beschnupperte.

„Kommen Sie doch in die Stube!“ sagte das Mädchen und schritt voran in das Zimmer. Wenn der Anblick des späten Ankömmlings irgend etwas Bedenkliches dargeboten hätte, so würde sie den Knecht Franz und die Magd Gertrud durch einen Schellenzug aus dem Nebengebäude herbeigerufen haben; aber es schien nach einer flüchtigen Betrachtung des Fremden nichts Beunruhigendes in seiner Erscheinung zu liegen. Sie bot ihm daher einen Stuhl an und setzte sich selbst wieder auf ihren früheren Platz.

„Wo wollen Sie denn eigentlich hin?“ fragte sie.

„Nach Rottenheim.“

„Das liegt noch drei Stunden von hier, und in der Nacht können Sie den Weg nicht finden.“

„Was rathen Sie mir denn zu thun?“

Das Mädchen beugte sich auf ihre Arbeit, indem es nachzudenken schien; dann sagte sie: „Es trifft sich schlimm, daß mein Vater nicht zu Hause ist; der würde Ihnen besser zu rathen wissen. Ich will doch lieber Gertrud fragen.“

Sie zog an der Klingelschnur und bald darauf erschien eine ältliche freundliche Person, halb Dienstmagd und halb Haushälterin, die nicht wenig stutzte, als sie die unerwartete Anwesenheit Werner's gewahrte.

„Sieh' einmal, Gertrud — sagte das Mädchen — da ist ein Fremder, der nach Rottenheim will und sich im Walde verirrt hat: was fangen wir mit dem an?"

Die Dienerin betrachtete den fremden Gast. Sein Aeußeres und besonders sein offnes gutes Gesicht gefielen ihr wohl und seine augenscheinliche Erschöpfung rührte ihr gutmüthiges Herz. „Ja — sagte sie — was fangen wir mit ihm an? Der Herr ist nicht zu Hause und kommt erst spät wieder."

„Könnte mich nicht — nahm Werner das Wort — Ihr Knecht nach Rottenheim führen, was ich ihm gern angemessen vergüten wollte?"

„Was meinst du, Gertrud?" fragte das Mädchen.

„Das ist so eine Sache. Franz könnte vor morgen früh nicht wieder zu Hause sein und er muß schon ganz zeitig in den Forst, wo das Holz gefällt werden soll. Das möchte doch der Herr nicht gern sehen."

„Ist denn nicht — fragte Werner — ein andrer Ort in der Nähe, wohin ich mich zurecht finden und wo ich ein Nachtlager bekommen kann?"

„Nein — erwiderte die Magd — näher als in Rottenheim können Sie kein Unterkommen finden."

Da sprach das Mädchen nach kurzem Besinnen mit Entschiedenheit: „Wenn mein Vater hier wäre, würde er Sie auf keinen Fall in die Nacht hinaus

gehen lassen, sondern hier behalten. Ich darf es also nicht anders machen — was meinst du, Gertrud?"

Die Dienerin nickte mit dem Kopfe beistimmend und sagte: „Der Herr Oberförster würden gewiß keinen Fremden in dieser Nachtzeit aus dem Hause lassen."

„Darum — fuhr das Mädchen fort — mache du das Fremdenzimmer zurecht, ich will unterdeß für ein kleines Abendbrot sorgen."

Gertrud entfernte sich und das Mädchen ging ebenfalls fort, um nach und nach eine Decke auf den Tisch zu legen, kalten Braten aufzutragen, Brot und Butter zu beschaffen und eine Flasche Wein hinzu zu fügen. Während dessen sah sich Werner, der weiter gar nicht über diese Anordnung befragt war und sich auch dieselbe ganz wohl gefallen ließ, in dem Zimmer um. Es war behaglich, doch durchaus nicht modisch und kostbar ausgestattet und nichts deutete auf eine Försterwohnung als der schöne Hund, der ruhig sich niedergelassen hatte, aber unverrückt den Fremden im Auge behielt. Als die kleine Mahlzeit angeordnet war, forderte das Mädchen den Gast auf, zuzulangen und er ließ sich nicht ungern bitten.

Werner hatte nun die beste Zeit und Gelegenheit, das junge Mädchen genau in's Auge zu fassen. Es mochte etwa fünfzehn Jahre alt sein, stand also auf der Mittelstufe zwischen Kind und Jungfrau; die

Körperformen waren noch mehr die eines Kindes, das besonnene und sichere Benehmen zeigte bereits die Jungfrau. Der Kopf bildete ein längliches Oval, die Farbe des Gesichts war das reinste Weiß, auf den Wangen nur von einem zarten rothen Anflug überhaucht. Schwarze Haare fielen leicht zu beiden Seiten des Gesichts herab, im Nacken in einen leichten Knoten geschürzt. Unter der hohen Stirne wölbten sich feine schwarze Augenbrauen in untadeligen leichtgeschwungnen Linien, darunter erglänzten große braune Augen, jetzt fast zu groß, da dem ganzen Gesicht noch die rechte Fülle abging; der Blick dieser Augen war außerordentlich ruhig und man hätte glauben können, daß nichts diese Ruhe zu stören vermöge. Nase, Mund und Kinn waren nach schönem Verhältniß entschieden und fest ausgeprägt, so daß man auf einen starken und energischen Willen schließen mußte. Die weißen Hände mit den schmalen langen Fingern waren untadelig. Die Kleidung war einfach aber modisch und nett. Der ganze Körperbau war schlank und verhältnißmäßig groß, doch schien es, daß er nicht viel weiter in die Höhe wachsen würde. Wenn sie saß oder stand, hielt sie den Kopf ein klein wenig nach der rechten Seite geneigt, was ihr ein eigenthümlich nachdenkendes Ansehn gab.

Unwillkürlich mußte Werner, indem er diese Betrachtungen anstellte, das junge Mädchen mit seiner

Schwester Elise vergleichen: wie ganz verschieden waren beide, abgesehn von der Ungleichheit der Jahre! Elise war eine entwickelte Schönheit, seine Wirthin versprach eine solche zu werden; jene trug Herzensgüte in jedem Zug ihres Gesichtes, diese machte mehr den Eindruck sinnigen Verstandes und ließ die Eigenschaften des Herzens bloß vermuthen; jene mußte man sogleich lieb gewinnen, mit dieser beschäftigte man sich gern wie mit einem schönen Räthsel; aber echt weiblich und anmuthig waren beide.

Um ein Gespräch einzuleiten, fragte Werner, ob sie sich in solcher Abgeschiedenheit und Einsamkeit gar nicht fürchte.

„Das kann ich eigentlich nicht sagen — lautete die Antwort — denn ich wüßte keine Veranlassung zur Furcht. Am Tage bin ich oft ganz allein im Hause; aber da giebt es nichts, was mir irgend eine Besorgniß einflößen könnte. Eine Landstraße geht hier nicht vorbei, Bettler und Herumtreiber kommen deshalb nicht hierher — —"

„Aber ich bin doch als Herumtreiber hierher gekommen!" unterbrach Werner.

Sie sah ihn ernst und voll an, ohne die mindeste Verlegenheit darüber zu zeigen, daß eines ihrer Worte Anstoß erregt haben könnte und sagte: „Verirrte treffen wohl mitunter hier ein, aber doch selten. Sonst

sehen wir nur Forstbeamte oder andre Leute, die mit dem Vater in Geschäftssachen zu verkehren haben."

„Aber des Nachts?"

„Des Nachts bin ich sehr selten mit den Dienstboten allein; denn mein Vater bleibt mit den Jägerburschen fast nie über Nacht aus dem Hause."

„Manches Stadtmädchen — meinte Werner — würde sich schon vor dem bloßen Walde fürchten."

„Das ist nur Gewohnheit. Da ich im Walde aufgewachsen bin, so sind mir seine Bäume eben so bekannt und vertraut wie die Häuser den Stadtbewohnern."

„Aber Sie sind doch nicht immer hier im Walde gewesen?"

„O nein, ich habe drei Jahre in der Hauptstadt zugebracht, um eine Schule zu besuchen und konfirmirt zu werden; ich bin erst in diesem Sommer wieder zurückgekehrt."

„Nach diesem stillen Waldleben konnten Sie sich wohl schwer an die Stadt gewöhnen?"

„Allerdings. Besonders anfangs kam es mir in den Straßen mit den vielen unbekannten Menschen, mit dem verworrnen Lärmen und Treiben gewiß wenigstens eben so unheimlich vor, wie es einem Stadtmädchen hier im Walde nur irgend vorkommen mag."

„Und Sie sehnten sich wohl sehr nach Ihrem Walde zurück?“

„Nur im Anfang. Ich fand bald, wie viel ich dort lernen konnte und hatte Freude am Lernen. Mein früherer Unterricht bei einem Hauslehrer war nur mangelhaft gewesen. Ich wäre sogar gern noch ein Jahr länger in der Stadt geblieben, um noch mehr zu lernen, aber mein Vater wünschte, daß ich zurückkommen und mich seines Hauswesens annehmen möchte. Und ich freute mich sehr, als ich zum ersten Male wieder das Rauschen der Bäume hörte.“

Nach einigem Schweigen fragte Werner: „Wie heißen Sie denn?“

„Clara.“

„Das ist ein schöner Name und ich habe mir schon lange gewünscht, ein Mädchen zu sehen, das Clara hieße.“

Die ernste Clara mußte ein wenig lächeln über diesen sonderbaren Wunsch. In diesem Augenblick trat Gertrud herein und meldete, daß die Fremdenstube für den jungen Herrn in Ordnung wäre. Da ihm nun Clara eine gute Nacht wünschte, so ließ er sich von der Dienerin nach seiner Schlafstube vorleuchten und verfiel dort bald ungeachtet alles dessen, was ihn die letzten Tage über gequält hatte, in einen festen Schlummer.

Einige Zeit später langte der Oberförster Degenhart an und begab sich sogleich in die Wohnstube, während die ihn begleitenden Burschen die Gesinderäume aufsuchten. Er war ein hoher stattlicher Mann mit starkem Bartwuchs und kühnem aber doch zugleich guthmüthigem Ausdruck des Gesichts. Er küßte seine Tochter leicht und sagte: „Es ist heute spät geworden, Clara.“

„Willst du noch etwas essen oder trinken, Vater?“

„Nein, Kind. Wir haben unsre mitgenommnen Vorräthe beim Holzwärter Steinbrink verzehrt. Nichts vorgefallen am Tage?“

„Am Tage nichts, aber am Abend habe ich einen Gast bekommen.“

„Einen Gast? Ist einer unsrer Verwandten angelangt?“

Clara schüttelte den Kopf.

„Oder der Forstinspektor? Doch nein, der ist ja nach der Hauptstadt gereist. Sag' mir's nur gleich, denn ich rathe es doch nicht: wer ist's?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das weißt du nicht? Das ist freilich etwas Andres. Irgend einen Namen wird er doch wohl haben?“

„Das wird er wohl, aber ich habe ihn nicht darnach gefragt.“

„Und sein Stand?"

„Darnach hab' ich ihn auch nicht gefragt."

„Aber wie in aller Welt hat er sich denn hier eingeführt?"

„Als ein Verirrter."

„Ah so, als ein Verirrter? Warum hat ihm denn Franz nicht den Weg gezeigt? Wer hat dich gelehrt, den ersten besten Verirrten gleich zu deinem Gaste zu machen?"

„Das hast Du mich gelehrt, lieber Vater, denn ich habe nie gesehen, daß Du einen Hülfsbedürftigen ohne Hülfe gelassen hättest. Der junge Mensch — —"

„Also ein junger Mensch — brummte der Vater unterbrechend — da erfährt man doch eine von den Qualitäten deines Gastes."

„Der junge Mensch — fuhr Clara unbeirrt fort — war müde und erschöpft, er hätte den nächsten Ort schwerlich erreicht."

„Nun, nun — wo ist denn der junge Mensch?"

„Er schläft in der Fremdenstube."

„Es ist eine kuriose Geschichte. Na, wir werden ja morgen schon sehen, was für einen Vogel Du eigentlich eingefangen hast. Gute Nacht, mein Kind."

Am andern Morgen wurde Werner, als er sich angekleidet hatte, von Gertrud aufgefordert, herunter in die Wohnstube zum Herrn Oberförster zu kommen.

Der Jüngling fühlte sich etwas beklommen, denn was ihm gestern Abend als selbstverständlich vorgekommen war, daß ihn die Tochter des Hauses, die doch noch fast ein Kind war, als Gast aufgenommen hatte, das schien ihm heute fast als eine Ungehörigkeit; er konnte nicht wissen, wie der Vater diese Ausübung der Gastfreundschaft aufgenommen haben mochte und ob nicht daraus für ihn selbst Verlegenheit, für seine junge Wirthin aber Unannehmlichkeit erwachsen würde. Seine unsichre Stimmung wurde nicht beseitigt, als der Forstmann steif und straff vor ihm stand und ihn schweigend von oben bis unten musterte. Doch sprach Werner mit Offenheit: „Es hat Sie wohl überrascht, Herr Oberförster, bei Ihrer Rückkehr von einem fremden Gaste in Ihrem Hause hören zu müssen."

„Ja, es hat mich allerdings überrascht."

„Wenn Sie Unzufriedenheit darüber empfinden, so bitte ich diese nur mich entgelten zu lassen und nicht Ihre brave Tochter, die nur im Antrieb einer edlen Regung handelte."

„Sie hat gehandelt wie ein Kind — sagte Degenhart streng — und Kindern verzeiht man vor allen Dingen, daß sie Kinder sind und als Kinder handeln. Aber Sie hätten doch wohl Bedenken tragen sollen, sich von einem Kinde in meinem Hause aufnehmen zu lassen, wenn Sie nicht wußten, wie der Vater darüber denken würde."

„Ich hätte allerdings Bedenken getragen — erwiderte Werner ernst — allein Ihre Tochter äußerte: wenn ihr Vater hier wäre, so würde er mich auf keinen Fall in die Nacht hinaus gehen lassen, sondern hier behalten; darum dürfe sie es nicht anders machen."

„Hm, hm — sagte der Oberförster, einige Schritte auf und abwandelnd — was sind Sie denn eigentlich?"

„Ein Student."

„Was haben Sie denn zu dieser Jahreszeit als Student in den Wäldern zu thun?"

Werner besann sich einige Augenblicke, dann sagte er mit ruhiger fester Stimme: „Ich bin auf der Flucht."

Degenhart's Stirne, die bereits ein wenig heitrer geworden war, verfinsterte sich zusehends bei dieser Antwort. Er ging unwillig nach dem Fenster hin und trommelte mit den Fingern auf der Scheibe.

„Trauen Sie mir aber deshalb nicht — fuhr Werner fort — ein entehrendes Verbrechen zu. Ich bin auf der Universität des Nachbarstaates in Untersuchung gezogen wegen eines Studenten-Tumultes."

„Sind Sie ein hiesiges Landeskind?" fragte der Oberförster, ohne sich umzusehen.

„Ja."

„Wie heißen Sie?"

„Werner Thormann."

„Thormann?“ fragte der Oberförster, sich lebhaft umdrehend. „Ein Verwandter von dem Pfarrer Thormann?“

„Das war mein Vater.“

„Ihr Vater war ein herrlicher Mann.“

„Sie haben meinen Vater gekannt?“

„Er hat mich konfirmirt, wie er noch als Hülfsprediger in der Hauptstadt lebte. Als sein Sohn sind Sie mir herzlich willkommen.“ Er zog die Klingelschnur und rief der eintretenden Gertrud zu: „Clara soll sogleich mit dem Frühstück kommen! Wo bleibt sie nur so lange?“ Dann ging er in Gedanken auf und ab.

Dies war nun schon in kurzer Zeit das zweite Mal, daß der väterliche Name für Werner ein Schlüssel zu den Herzen der Menschen wurde. „Welch' ein herrlicher Beruf — dachte er bei sich — ist doch der Predigerstand, wenn er eine so dankbare Anerkennung zu verschaffen vermag!“

Jetzt trat Clara ein. Sie verrieth nicht die mindeste Spannung auf den Erfolg der Unterredung ihres Vaters mit dem Fremdling, sondern sie bot Werner in ihrer sinnigen aber keineswegs besonders freundlichen Weise einen guten Morgen und ordnete schweigend den Frühstücktisch an.

„Sieh, Clara — sagte der Vater — der Gast, den du aufgenommen hast, ist Herr Thormann, der

Sohn des unvergeßlichen Geistlichen, von dem ich dir schon oft geredet habe."

Da flog ein fast unmerkliches Lächeln der Befriedigung über das ernste Gesicht des Mädchens, doch verneigte sie sich blos ein wenig und sagte nichts. Es kam bei dem sonderbaren Kinde fast Alles so heraus, als wenn sich von selbst verstände, was Andern ein Räthsel oder eine Ueberraschung gewesen wäre.

Nachdem das einsilbige Frühstück, während dessen jeder Theilnehmer desselben seinen eignen Gedanken nachzuhängen schien, beendigt war und Clara abgeräumt hatte, steckte sich Degenhart eine Pfeife an, bot Werner eine Cigarre, setzte sich in die Sophaecke und forderte den Jüngling, der neben ihm Platz nehmen mußte, zu einer Erläuterung über seine vorherige Angabe auf, daß er sich auf der Flucht befinde.

Werner theilte vollständig die ganze Begebenheit mit, indem er nur verschwieg, daß er für einen Andern eingetreten und daß ihm Salzmann zur Flucht behilflich gewesen war. Der Oberförster qualmte unermeßliche Dampfwolken hervor und sagte nach dem Schluß des Berichtes: „Ich habe in den Zeitungen von den Geschichten gelesen; unsre Nachbarn sind nicht klug, aber leider haben sie die Gewalt in Händen und beuten sie rücksichtslos aus. Unsre eigne Regierung, so vernünftig sie in manchen Stücken ist, kann doch dem

mächtigen Nachbarn nur nachgeben, und dieser giebt wieder einem mächtigeren Nachbar nach. Man denkt zu schieben und man wird geschoben! heißt's da mit Recht. Aber soll ich Ihnen offen mittheilen, junger Freund, was ich von Ihrer besondern Affaire eigentlich denke?"

„Ich bitte Sie aufrichtig darum."

„So muß ich Ihnen sagen, daß Sie selbst Ihren eignen Karren gar sehr verfahren haben. Sie haben einen Gensdarmen im Eifer beleidigt: gut. Ein Gensdarm ist freilich drüben eine gewaltige Person und auch nicht wenig stolz auf seine Herrlichkeit, aber ein Gensdarm ist doch noch immer kein Herrgott. Mochte man von Seiten der Verwaltungsbehörde die Sache drehen und wenden, wie man wollte, so unterlag sie doch am Ende einem richterlichen Spruch, und die Gerichte dort stehn in einem so anerkannten Ruf der strengsten Unbeugsamkeit, wie die Verwaltungsbehörden, bei uns wenigstens, schlecht angeschrieben sind. Also man hätte wegen einer Verbal-Injurie gegen einen Beamten im Dienst auf einige Wochen Gefängniß gegen Sie erkannt; die hätten Sie abgesessen und damit war's abgemacht. Was nun die andre Geschichte betrifft, wegen der Burschenschaft, da hätten Sie frischweg zu Protokoll geben sollen, was bis dahin wenigstens kein Geheimniß war. Das war ein einfacher Handel und

es konnt's Ihnen Niemand verdenken. Sie konnten darüber natürlich nicht anders bestraft werden als alle andern Theilnehmer und diese Strafe konnte höchstens in der Verweisung bestehen. Wurden sie verwiesen: gut, so gingen Sie das letzte Jahr auf unsre Landes-Universität, die wohl weniger berühmte Lehrer haben mag, auf der man aber doch gewiß auch gut ausstudiren kann. Nun kommt die gefährlichste Falle: die Befreiung. Da hätten Sie auf keinen Fall mitgehn dürfen. Blieben Sie ruhig in Ihrem Gefängniß und sagten: ich verlange nichts als mein Recht! so hätt' es mit dem Teufel zugehn müssen, oder Sie wären bald von der ganzen Geschichte mit einem blauen Auge abgekommen. Jetzt steht die Sache anders und schlimm. Es ist eine Ehrensache für die Behörden drüben, Sie wieder in ihre Gewalt zu kriegen und recht ordentlich zu zwiebeln. Es stand Ihnen zwar noch ein Ausweg offen, aber der ist nun auch versäumt. Als Sie wieder in Ihrem Heimatstaate angelangt waren, konnten Sie nach der Hauptstadt reisen, sich dem Minister des Innern vorstellen oder meinetwegen dem Landesherrn selbst und offen sagen: so und so ist's mir gegangen, ich bin euer Landeskind, ich verlange euren Schutz gegen weitre Schikanen; wenn über mich noch ferner zu richten ist, so will ich von meinen einheimischen Gerichten gerichtet sein, in jenem Staat können sie mich

in contumaciam verurtheilen, wozu sie wollen. Es müßte schlimm sein, wenn das nicht geholfen und die Auslieferung verhindert hätte. Aber wie gesagt, das ist nun versäumt und bei dem traurigen Fall mit Ihrer Mutter, der mir von Herzen leid thut, war an so etwas auch nicht zu denken. Wie der Hase jetzt einmal läuft, so hat Ihr Proréktor ganz recht: entziehen Sie sich der Verfolgung, ducken Sie nieder wie ein gehetztes Thier und kommen Sie erst nach einiger Zeit wieder zum Vorschein; dann ist Gras über die ganze Geschichte gewachsen."

Werner konnte in den Hauptsachen dem verständigen Manne nicht Unrecht geben; er sagte in Gedanken zu sich: „Epimetheus! Epimetheus!"

Der Oberförster fragte dann: „Und wohin wollen Sie nun zunächst sich wenden?"

„Nach Rottenheim."

„Dahin ist leicht zu kommen, aber was wollen Sie da anfangen?"

„Ich habe einen Empfehlungsbrief von einem Universitätsfreund an seinen Vater, den Justizrath Falkenberg."

Degenhart räusperte sich und ließ einige gedankenvolle Rauchwolken aufsteigen, dann sprach er: „Der Justizrath Falkenberg ist ein vielvermögender Mann, der Ihnen sehr nützlich sein kann, wenn er den aufrichtigen Willen hat."

„An diesem kann ich nicht zweifeln. Ich werde dort erwartet und finde sicher eine sehr zuvorkommende Aufnahme.“

„Haben Sie denn Ihren eignen Plan, worin Sie Unterstützung vom Justizrath wünschen, oder wollen Sie sich erst von ihm einen Plan vorschreiben lassen?“

„Ich hoffe, jedoch unter einem andern Namen, durch seine Vermittlung irgendwo auf dem Lande eine Hauslehrerstelle zu erlangen.“

„Das ist so übel nicht. Ich habe selbst an etwas Aehnliches gedacht, eh' ich hörte, daß Sie vom Justizrath Beistand zu erwarten haben. Es ging mir sogar der Gedanke durch den Kopf, daß Sie hier auf dem Forsthause als Hauslehrer hätten bleiben können. Meine Clara würde noch immer gern einige Stunden nehmen; sie hat einen wahren Heißhunger nach Wissen und ich komme ihr darin mit Freuden zu Hülfe, denn bei einem einsamen Leben giebt es keine bessere Freunde als Bücher und um diese Freunde recht zu verstehen und von ihrem Umgang erklecklichen Vortheil zu haben, muß man möglichst viele Kenntnisse besitzen. Ich habe darin andre Gedanken als die meisten meiner Kollegen. Freilich wären das nur wenige Stunden gewesen. Für die übrige Zeit hätten Sie sich mit mir um Forst und Jagd bekümmern können. Es ist erstaunlich, wie bald sich so etwas unter gehöriger Anleitung lernt, wenn

man eine Vorbildung hat wie Sie. Sie hätten nach kurzer Zeit ein Examen als Forstexspektant gemacht und die Forst-Carriere hätte ihnen offen gestanden, wenn sich die andre Geschichte nicht wieder in's Gleiche bringen ließ. Eine doppelte Schnur hält immer am Besten. Schwierigkeiten wegen Ihrer baldigen Zulassung zum Examen hätte ich durch meine Verbindungen in der Hauptstadt schon beseitigt. Je weniger Gebrauch man von solchen Strängen macht, um desto besser ziehen sie an, wenn man sie einmal zu gutem Zweck in Bewegung setzt."

Während Degenhart so redete, flog mit Blitzesschnelle eine Reihe von Vorstellungen durch Werner's Geist: Waldesgrün und Jagdlust, das Leben mit dem Oberförster und seiner Tochter, neue Aussichten für die Zukunft von der mannigfachsten Art; aber die Wissenschaften — —? Und es ging ja überhaupt nicht.

Da der Jüngling schwieg, so fuhr der Oberförster fort: „Sie hatten noch einen zweiten Grund, Herr Thormann?"

„Der zweite Grund liegt in meinen jetzigen Verhältnissen. Es kann dem Justizrath Falkenberg möglich sein, mich unter einem andern Namen in einer Privatfamilie unter zu bringen, indem er die Verantwortlichkeit übernimmt, aber Sie, Herr Oberförster, können mich nicht bei sich behalten oder sogar gleichsam ein-

schmuggeln in den königlichen Dienst, da Sie wissen, daß die königlichen Behörden nach mir fahnden. Hätte ich mich unter den Schutz meiner Landesregierung gestellt, so wäre es ein Anderes; jetzt bin ich durch meine letzte Flucht in Opposition auch mit den heimischen Behörden getreten und es geht nicht mehr."

„Richtig — sagte Degenhart beifällig — das war ein Wort, da steckt der Knoten und wir wollen nicht weiter davon reden. Also Sie gehen nach Rottenheim, zum Justizrath Falkenberg. Aber ich möchte doch gern mit, um zu sehen, wie's abläuft, d. h. nicht zum Justizrath, sondern nur mit nach Rottenheim. Heute kann ich nicht, da habe ich noch nothwendige Geschäfte, aber morgen früh fahren wir zusammen hin, so lange müssen Sie es sich bei mir gefallen lassen."

— Welch' eine schöne Idylle verlebte Werner an diesem Tag in dem Forsthause! Er ging in dem stillen einsamen Walde umher und dachte an seine Mutter; er setzte sich neben die fleißige Clara und erzählte ihr von seiner Schwester; er ließ sich von ihr einige Musikstücke vorspielen und las ihr dafür aus einem Dichter vor. Es waltete ein eigner Geist des Friedens und der Ruhe in diesem Hause.

Als Werner seine Verwunderung darüber aussprach, daß man außer dem Hirschgeweih über der Hausthüre gar nichts Forstmannmäßiges und Jäger=

haftes im Hause spüre, führte ihn Clara lächelnd in das Zimmer ihres Vaters, wo Gewehre und Waidgeräthe aller Art in kunstgerechter Weise prangten und eine eigne Büchersammlung, die nur vom Fach handelte, aufgestellt war; wo außerdem schöne Bilder von Jagdstücken nebst eine Sammlung Pfeifen von jeder möglichen Größe die Wände schmückten.

„Das sieht freilich — meinte Werner — ganz nach dem Jäger und Forstmann aus. In der Wohnstube merkt man gar nicht, daß man im Hause eines solchen ist.“

„Das soll man auch nicht, meint mein Vater. Er nennt die Wohnstube den neutralen Grund und er will eben so wenig von seinen besondern Sachen etwas darin leiden als von den meinigen. Nur mein Instrument hat Gnade vor seinen Augen und einen Platz auf dem neutralen Boden gefunden, weil er sich zuweilen von mir etwas vorspielen läßt. Was mir sonst eigen gehört, befindet sich in meinem Zimmer.“

Clara zeigte ihm dasselbe. Hier war noch ein, wiewohl kleineres Instrument aufgestellt, bei dem sich ein Fachwerk, reich mit Musikalien versehen, befand. Darüber hing das Oelbild einer schönen und ernsten Frau, ohne Frage Clara's verstorbner Mutter, mit einem Kranze von Immortellen geschmückt. An der andern Seite des Instrumentes stand ein Glasschrank

mit Büchern; Werner musterte die Titel flüchtig und sah, daß es Bücher von dauerndem Werth und ganz dem Bildungskreis eines jungen Mädchens angehörig waren, daß ferner sich auch einige wenige französische, dagegen mehr englische Schriften darunter befanden. Ein leicht gearbeiteter Schreibtisch war den geistigen Beschäftigungen, ein zierlicher Nähtisch den weiblichen Handarbeiten gewidmet; ein kleiner Spiegeltisch trug einige niedliche Marmor-Statuetten, die wohl aus der Residenz als Andenken mitgebracht waren. Zwischen dem größeren Tisch und dem einen Fenster war eine Staffelei aufgestellt. Eine Seitenthür, die aber statt des Holzflügels eine reiche Seidengardine hatte, mochte zum Schlafkabinet führen. Rechnet man den weichen Teppich hinzu, mit welchem der Boden bedeckt war, die modernen Fenstervorhänge, den Blumentisch mit schön blühenden Gewächsen, die aus Korbwerk sehr schön gearbeiteten Sesselstühle, die mannigfachen aber nirgends überladnen Verzierungen durch Stickereien, so erhält man ein genügendes Bild dieses Raumes, der mehr für eine erwachsene Dame, als für ein fünfzehnjähriges Kind geeignet schien.

Auf Werner's Erkundigung nach ihrer Malerei holte Clara ohne Ziererei ihre Versuche herbei und Werner mußte erstaunen über die Entwickelung des Farbensinnes, die aus den Darstellungen von Blumen

hervorging, während die eigentliche Zeichnung in Landschaften und andern Bildern den Mangel an Uebung zeigte.

Zuweilen wurde Werner so irre über das Alter des Mädchens, daß er es wie eine vollerwachsene Dame zu behandeln sich versucht fühlte, und dann belehrte ihn wieder ein einziger Blick, daß er eigentlich noch ein halbes Kind vor sich hatte.

Beim Mittagstische speisten die Beiden allein; aber auch hier benahm sich Clara so sicher und gewandt, daß man seine Freude an ihr haben mußte, zumal da nie nur der geringste Zug von Altklugheit hervorleuchtete. Als am Abend der Oberförster wiederkam und seinen Gast fragte, ob auch Clara gehörig für die Ehre des Hauses gesorgt habe, konnte ihr Werner mit voller Ueberzeugung nur das beste Zeugniß geben. Sie mischte sich aber nicht mehr in die Unterhaltung, sobald ihr Vater diese übernehmen konnte. Dafür wurde Werner reichlich entschädigt durch einige Stunden traulichen Gespräches mit dem biedern Degenhart, in welchem sich immer mehr das Muster eines einfachen aber sehr verständigen und hochherzigen Mannes erkennen ließ.

---

### 3. Der Vater des Freundes.

Noch war am nächsten Morgen die Tageshelle nicht ganz eingetreten, als bereits der Wagen vorfuhr und zur Abreise mahnte. Werner sprach seinen herzlichen Dank gegen Clara aus, verabschiedete sich von ihr und fuhr bald darauf mit dem Oberförster von dannen. Unter andern Gegenständen kam die Rede auch auf Clara und der Vater sagte von ihr: „Sie ist ein besondres Kind: das Geringste ist ihr nicht zu schlecht, aber auch das Beste nicht zu gut; sie nimmt eben Alles, wie es ist. Man muß sie vollkommen gewähren lassen. Ich gebe ihr Alles, was einem Frauenzimmer Freude machen kann; sie nimmt's so hin, als wenn's nicht anders sein könnte und ich habe keine Angst, daß sie's falsch anwendet zu verbildetem Wesen oder dergleichen. Ihre Natur ist so gesund, daß sie von selbst Alles von sich weist, was ihr nicht gefällt und nicht zusteht. Der Himmel, der sie so geschaffen hat, möge sie auf die Wege führen, auf denen sie am glücklichsten wird."

Werner gestand gern, daß ihm ein ähnliches Wesen noch nicht vorgekommen wäre, was freilich bei seiner geringen Bekanntschaft mit dem weiblichen Ge=

schlecht wenig sagen wolle. Die seltne Begabung und weit vorgeschrittne Ausbildung des Mädchens schlug er hoch an.

Unter solchen Gesprächen kamen sie nach Rottenheim und stiegen vor einem Gasthofe ab, in welchem der Oberförster so lange warten wollte, bis Werner ihm Bericht über den Erfolg seines Besuches abstatten würde. „Ist's dort nichts — meinte Degenhart — so nehme ich Sie vorerst wieder nach dem Forsthause zurück und wir müssen dann an etwas Andres denken."

Werner fand die Wohnung des Justizrathes leicht auf. Ein Bedienter kam dem unscheinbaren Fremden mit einiger Unverschämtheit entgegen und fragte nach dessen Begehr. Als Werner verlangte, zum Herrn Justizrath Falkenberg geführt zu werden, wenn derselbe zu Hause wäre, sagte der Diener nachlässig: „Haben Sie vielleicht eine Karte bei sich, die ich bei der Anmeldung abgeben kann?"

„Nein — erklärte Werner — melden Sie mich nur als einen Freund des Studenten Falkenberg an."

Werner blieb zurück in einer Art Wartezimmer. Die Stube war groß und hell aber ungemüthlich. Sonderbarer Weise beschlich Werner in derselben ein ganz ähnliches Gefühl wie dasjenige, welches er im Anmeldezimmer des Kriminalgerichts der Universitätsstadt gehabt hatte. Ueberhaupt fühlte er sich immer unbehaglicher,

je länger er warten mußte und er mußte recht lange warten. Er hatte sich eigentlich einen herzlichen Empfang in diesem Hause versprochen und nun empfand er eine Mißstimmung darüber, daß er erst angemeldet werden und so lange harren mußte. Freilich hatte nur ein Bedienter ihn bis jetzt durch vornehm übermüthiges Gebaren geärgert, aber er ahnte, daß die Herrschaft sich wohl nicht anders benehmen würde.

Endlich kam der Bediente und führte den Ungeduldigen in das Arbeitszimmer des Justizrathes. Dieses verrieth nicht ohne Absichtlichkeit und Ostentation den Aufenthalt eines wohlhabenden aber vielbeschäftigten Mannes. Das einzige Fenster war von der Größe eines kleinen gothischen Kirchenfensters; die Wände waren mit Bücher- und Aktenschränken besetzt, so daß kaum Platz blieb für die Konsole mit einer kostbaren Stutzuhr; den Boden bedeckte ein persischer Teppich; in der Mitte stand ein übermäßig langer und breiter Tisch, der in gelehrter Unordnung ganz mit aufgeschlagenen Büchern, Dokumenten und andern Schriftstücken belegt war; es fehlte aber auch auf demselben nicht an einem silbernen Frühstücks-Service, an einer goldenen Tabaksdose und an einem großen Toiletten-Spiegel. An dem Tische saß in einem sehr eleganten Sessel der Justizrath, in einen prachtvollen Sammtschlafrock gehüllt, unter den Füßen mit den reichver-

zierten Pantoffeln ein kleinerer gestickter Teppich. Da Falkenberg ungeachtet des Eintritts Werner's noch in einem Aktenhefte fortlas, so hatte der Jüngling Zeit, sich den Vater seines Freundes etwas genauer anzusehen. Der Mann konnte möglicher Weise etwas Zutrauen Erweckendes für den haben, der zu ihm kam, um sich seinen Rath in einer verwickelten Angelegenheit zu erkaufen, aber gewiß nicht für den, der mit seinem Herzen oder Gemüth verkehren wollte. Das vergilbte Gesicht hatte nur scharfe Züge; die ergrauten aber dichten Haare standen borstig nach allen Seiten hin ab; die Augen waren durch ebenfalls ergraute Brauen beschattet und fielen so scharf wie Brenngläser auf ihren Gegenstand. Er wandte, wenn er an der in seinem Arbeitstisch eingeschnittnen Rundung saß, dem zur Thür Hereintretenden nur die Seite zu, doch gestattete ihm der Spiegel in seiner geschickten Aufstellung den vollen Anblick desselben. Diese Anordnung machte es leicht, daß er je nach Beschaffenheit des Besuchs und nach Beabsichtigung des Effektes dem Kommenden entgegen eilen konnte oder anscheinend vertieft bei seiner Arbeit sitzen blieb und sich erst nach einiger Zeit umwandte.

„Sie bringen mir, wenn ich recht verstanden habe, Nachricht von meinem Sohne Theodor?“ fragte er mit einer Stimme, die nicht dünner und schneidender sein konnte.

„Ich habe einen Brief an Sie abzugeben."

„So geben Sie her."

Er kehrte sich wieder von Werner ab und erbrach das Schreiben mit dem Gemurmel: „Wahrscheinlich eine Bettelei!" Nachdem er die wenigen Zeilen gelesen, sann er eine Zeit lang nach, denn er schien über den Inhalt nicht recht mit sich in's Reine kommen zu können. Werner stand während dessen wie auf Kohlen; er kam sich vor, wie um eine Gnade bettelnd da, wo er, wenn nicht auf Dankbarkeit, doch auf die regste Theilnahme gerechnet hatte. „Ich opferte — dachte er — dem Sohne dieses Mannes die Ruhe und vielleicht das Leben meiner Mutter und er besinnt sich, wie er den Retter des Sohnes aufnehmen soll!"

Nach einer Weile nahm der Justizrath mit vorsichtiger Zurückhaltung das Wort: „Die Sache ist mir nicht recht klar. In diesem Schreiben, welches allerdings — hier sah er sich den Brief noch einmal scharf an —, von meinem Sohne abgefaßt ist, heißt es, der Ueberbringer sei derselbe Thormann, gegen welchen er, mein Sohn, die bedeutenden Verpflichtungen habe, die er mir in einem späteren Schreiben genauer aus einander setzen werde; dieses spätere Schreiben aber würde ich bereits empfangen haben, wenn der — er blickte wieder in den Brief — Herr Thormann mit diesem gegenwärtigen Schreiben bei mir eintreffe."

„Sie wissen also — sagte Werner — aus dem späteren Briefe Theodor's näher, was er in diesem nur angedeutet hat."

Der Justizrath antwortete langsam und gemessen: „Ein späterer Brief meines Sohnes ist überhaupt nicht eingetroffen."

„Wie — rief Werner in maßlosem Erstaunen — Theodor hat Ihnen nichts weiter geschrieben?"

„Nein — antwortete der Justizrath noch gedehnter und kälter — er hat nichts weiter geschrieben; ich bin somit außer Stand, über die Art und Weise der Verbindlichkeit meines Sohnes zu urtheilen, sowie demgemäß auch den Grad meiner eignen Verbindlichkeit zu ermessen. Nichtsdestoweniger kann ich mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmaßen, von welcher Art die Ansprüche sein werden, welche Sie in Beziehung auf meinen Sohn erheben. Hierüber muß ich Ihnen nun von vorn herein eröffnen, daß ich von etwaigen Spielschulden meines Sohnes grundsätzlich keinen Pfennig bezahle, daß ich aber, falls es sich um ein reelles baares Darlehn handelt, natürlicher Weise mich auf nichts einlasse, bis ich durch weitere Nachrichten meines Sohnes genauer instruirt bin."

„Herr Justizrath!" brauste Werner heftig drohend auf.

Der Justizrath erhob die dünne magre Hand ein

wenig und sagte in einem Mittelton zwischen Strenge und Sanftmuth: „Keine Heftigkeit, wenn ich bitten darf; lassen Sie uns keine Scene aufführen, ich bin nicht der Mann darnach; lassen Sie uns vielmehr den Fall ruhig in Erwägung ziehen. Ich weiß ja noch immer so gut wie gar nichts. Also um mit dem Anfang zu beginnen: Sie sind Herr Thormann, derselbe Herr Thormann, von dem in diesem Briefe meines Sohnes Theodor die Rede ist?"

„Ja."

„Und welche Summe nehmen Sie in Anspruch?"

Werner schwieg, denn es kochte in seinem Innern.

„Nennen Sie die Summe vorerst — wiederholte der Justizrath — nachher können wir weiter über die Begründung der Forderung sprechen."

Werner hatte seine Wuth bezwungen; ein kalter Zorn begann in seinem Herzen einzukehren und er sprach mit einem verbißnen aber scheinbar ruhigen Ton: „Ich kam nicht hierher, um Geld von Ihnen zu verlangen, sondern um Ihren Rath oder Einfluß in Anspruch zu nehmen."

Bei diesen Worten erleichterte sich offenbar die Stimmung des Justizrathes bedeutend und er fragte voll Herablassung: „In welcher Sache oder in welcher Weise könnte ich Ihnen denn nach Ihrer Meinung mit meinem Rath oder Einfluß nützlich werden?"

Werner antwortete nicht, denn es arbeitete doch wieder stark in ihm und er schien nicht ganz im Reinen, wie er sich weiter zu benehmen hätte.

Der Justizrath fuhr daher im aufmunternden Tone fort: „Setzen Sie mir Alles hübsch auseinander, nur recht kurz, wenn ich bitten darf; denn Sie können wohl denken, daß meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist. Also in welchen Verhältnissen befinden Sie sich denn eigentlich und wie kommen Sie in dieser für einen Studenten ungewöhnlichen Zeit hierher?"

Werner war nun mit sich fertig, er antwortete also wieder, wie vorher, mit kaltem Hohn: „Ich bin in Criminal-Untersuchung gezogen worden."

Das eben noch erzwungen freundliche Gesicht des Justizrathes faltete sich zur größten Mißstimmung zusammen; er sagte: „So? ei, ei! Ich gebe mich nicht gern mit Criminalsachen sondern in der Regel nur mit Civilsachen ab. Aber fahren Sie fort."

„Ich komme jetzt als Flüchtling zu Ihnen."

Das Gesicht des Justizrathes verlängerte sich immer mehr. „Als Flüchtling — fragte er — in wie fern?"

„Ich bin meiner Eskorte entsprungen."

Das Erstaunen des Justizrathes grenzte jetzt nahe an Entsetzen.

„Und meine Bitte an Sie — fuhr Werner in seinem kalten Tone fort — geht darauf hinaus, daß

Sie mir durch Ihren Einfluß irgendwo eine Stelle als Hauslehrer verschaffen."

Der Justizrath bedurfte einiger Zeit zu seiner Sammlung. Als er einigermaßen seiner Entrüstung Herr geworden war, sprach er mit dem Ausdruck tugendhafter Verachtung: „Also weil Sie meinem leichtsinnigen Sohne einige Gefälligkeiten erzeigt haben, die nicht von der ehrenhaftesten Natur sein mögen, da sie sich so lichtscheu verbergen, fordern Sie von mir, einem Manne, der im anerkanntesten Rufe strenger Gewissenhaftigkeit steht, daß ich nicht nur ungesetzlich in Beziehung auf den Staat handle, indem ich Sie der Polizei nicht denunzire und somit schwere Verantwortung auf mich lade, sondern daß ich auch perfide genug sein soll, einen entsprungenen Verbrecher in irgend eine wackere Familie mit Wissen und Willen einzuschwärzen. Die Unverschämtheit und Frechheit dieser Zumuthung ist etwas stark, sie verräth bei einem so jungen Manne, daß er einen guten Anfang gemacht hat und daß er's noch weit bringen kann."

Werner erwiderte hierauf nichts, er wollte den Mann sich ganz aussprechen und so gleichsam all' sein Pulver verschießen lassen, ehe an ihn die Reihe kam, los zu drücken.

Der Justizrath benutzte die kurze Pause, die er zum Athemholen brauchte, um einen mehr bemitlei-

denden Ernst zur Schau zu tragen und fuhr fort: „Hören Sie jetzt, was ich Ihnen auf Ihre sinn- und gedankenlose Zumuthung zu sagen habe, junger Mann. Wenn ich Ihre gegen mich bewiesene Frechheit und Unverschämtheit vergesse; wenn ich Sie nicht, wie es meine Pflicht als Staatsbürger wäre, der Polizei überliefere, so mag das die Vergeltung für den Dienst sein, den Sie meinem Sohne geleistet haben. Dafür aber verlassen Sie augenblicklich dieses Zimmer, das Sie nie hätten betreten sollen, verlassen Sie sogleich dieses Haus und sagen Sie Niemand, daß Sie bei mir gewesen sind; verlassen Sie bald möglichst diese Stadt, die für Sie kein sichrer Aufenthalt sein kann. Sagen Sie nichts, denn ich will kein Wort weiter hören."

Werner hatte ihn ruhig aussprechen lassen, aber er entfernte sich nicht, er trat vielmehr ganz nahe an den Justizrath heran und begann: „Herr Justizrath —"

Dieser unterbrach ihn heftig, indem er rief: „Schweigen Sie, ich will kein Wort weiter hören! Ich rufe meinen Bedienten." Damit wollte er sich erheben, offenbar um nach der Klingelschnur zu greifen.

Werner drückte ihn gewaltsam in den Sessel nieder und sprach, während er fortwährend die Hand schwer auf seiner Schulter ruhen ließ, mit nicht lauter Stimme aber so deutlich und langsam, daß jedes einzelne Wort wie eine fallende Kugel gewichtig und vernehmlich aufschlug: „Und

doch sollen Sie noch ein Wort hören, Herr Justizrath, wenn Sie auch daran ersticken müßten. Ihr Sohn Theodor hat das begangen, was man für mein Vergehen hält und was Sie mein Verbrechen nennen. Ich habe mich in einer thörichten Aufwallung der Freundschaft statt Ihres Sohnes zu dem Vergehen bekannt und dem Gericht überliefert. Dieses Opfer kostet mir meine Mutter, die vor Kummer gestorben ist, kostet mir meine Gemüthsruhe und meine Zukunft; dieses Opfer hat mich der schmälichsten Behandlung ausgesetzt, mich in die größten Gefahren für jetzt und künftig gestürzt, mich zu der demüthigenden Rolle gezwungen, vor Ihnen, Herr Justizrath, als „frecher und unverschämter" Bittsteller aufgetreten zu sein. Mit dieser Unwürdigkeit aber, das glauben Sie mir, hat auch die erbärmliche Tragikomödie ihr Ende erreicht."

Der Justizrath wurde durch die Schwere dieser Worte ebenso niedergedrückt, wie er durch die auf ihm ruhende Hand auf seinen Sitz gebannt war. Es lag ein Ausdruck in der Stimme Werner's, der gar keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte aufkommen ließ. Mit furchtsamer schmeichelnder Heuchelei rief daher Falkenberg: „Für ein Vaterherz sind das schreckliche Dinge, die Sie mir da sagen."

In diesem Augenblick wurde an die Thüre gepocht, Werner nahm seine Hand fort und sah sich nach

dem Eintretenden um. Es war der Bediente, welcher meldete: „Der Agent des Banquierhauses Regenherz und Compagnie wünscht in Geschäftssachen den Herrn Justizrath zu sprechen.“

Aber dieser rief eifrig: „Ich bin jetzt nicht zu sprechen, der Agent muß wiederkommen, in einer Stunde oder später. Ich bin überhaupt für Niemand zu sprechen, so lange dieser Herr bei mir ist.“

Hätte Werner jetzt Sinn für irgend welchen Triumph gehabt, so hätte er sich über das verblüfft dumme Gesicht des Dieners freuen können. Sobald derselbe hinaus gegangen war, sagte der Justizrath geschmeidig: „Ich bitte, Herr Thormann, nehmen Sie doch gefälligst Platz.“

„Ich danke!“ erwiderte Werner stolz.

Der Justizrath beachtete diese Ablehnung nicht weiter, sondern fuhr höflich fort: „Ich bitte Sie inständigst, Herr Thormann, mein Verhalten gegen Sie einem Mißverständnisse zuschreiben zu wollen, das ja bei meiner Unkenntniß von dem Sachverhältniß nur zu natürlich war und demnächst ersuche ich Sie dringend, mich etwas näher über die Schuld meines Theodor aufzuklären, die Ihnen Gelegenheit zu einer so seltnen und bewunderungswürdigen Aufopferung gegeben hat.“

Werner stand wie ein Genius des Zornes neben dem schmächtigen zusammengeduckten Manne und ent-

rollte ihm in starken kurzen Zügen, gleichsam im Lapidarstil Alles, nicht übertreibend, aber auch nicht mildernd. Sein Zuhörer schöpfte im Anfang freien Athem, als er die ursprüngliche, an sich so unbedeutende Veranlassung hörte, aber wie er vernahm, welche Folgen lawinenartig aus derselben erwachsen waren, wurde er immer betroffner und wie er zuletzt hörte, daß bereits die Versetzung des Thäters nach der Festung Grausitz verfügt war, da steigerte sich seine Empfindung bis zur wahren Angst. Sein sonst an Hülfsmitteln reicher Geist hatte rasch alle Möglichkeiten durchflogen, in wie weit ihm seine Verbindungen nützlich sein könnten, aber sie ergaben sich als unzureichend: bis in den großen Nachbarstaat reichte sein Einfluß nicht und er hatte vollkommen begriffen, daß der Rücksichtslosigkeit des dortigen Verfahrens, nachdem einmal von hier aus die Auslieferung zuerkannt war, keine Schranke zu setzen sein würde. Und noch dazu befand sich ja Theodor selbst auf dem feindlichen Boden, recht eigentlich in der Höhle des Löwen.

Werner schloß mit den Worten: „Ich gehe von hier aus über die Grenze, begebe mich grades Weges zur Universitätsstadt und decke dort den eigentlichen Zusammenhang auf."

Schüchtern warf der Justizrath ein: „Man wird Ihnen keinen Glauben schenken."

Mit Hohnlachen erwiderte Werner: „Wenn wirklich Theodor die Sache in Abrede stellen wollte, so ist der Gensdarm da, der sehr gut weiß, daß nicht ich ihn beleidigt habe, Ihren Sohn aber sicher wieder erkennen wird. Adieu!"

Als er sich umwandte um zu gehen, sprang der Justizrath mit großer Behendigkeit auf, hielt ihn am Arm fest und rief: „Um des Himmels willen nicht! Ich nehme Ihren Bericht als der Wahrheit gemäß an, obschon — —"

Als Werner sich unmuthig losreißen wollte, umklammerte ihn der Justizrath wie mit Fangarmen und fuhr schmeichelnd und flehend fort: „Ich wollte nur sagen: obschon die Schuld meines Sohnes ursprünglich nicht so sehr erheblich ist, so wird er doch nun, wenn er als der Schuldige bekannt wird, sehr compromittirt. Sie werden es Ihren Freund nicht entgelten lassen, daß ich aus Unkunde und Mißverständniß mich gegen Sie vergaß. Ich will ja Alles gut machen, bleiben Sie nur und hören Sie mich ruhig an."

„Ich will Ihr Zimmer — sagte Werner im gerechten Zorn — verlassen, das ich nie betreten zu haben wünschte und Ihr Haus, indem ich den Augenblick verfluche, in welchem ich einen Schritt in dasselbe setzte."

„Recht — sagte der Justizrath — strafen Sie mich für meine Verblendung, aber hören Sie mich an, ich

beschwöre Sie darum beim Andenken Ihres Freundes, bei dem Mitleid mit einem gebeugten Vater, bei dem Hinblick auf eine Familie, deren so friedliches Glück Sie mit einem Worte hastigen Unmuths zerstören wollen. Ich habe gefehlt, aber ich will Alles wieder gut machen. Sie wünschen eine Hauslehrerstelle: sie sollen Sie haben, noch heute. Der Baron von Hohenfels hat mich beauftragt, ihm einen solchen zu verschreiben; ich habe es gethan; derselbe ist schon unterwegs, aber er bekommt die Stelle nicht; ich habe noch eine andre für ihn im Rückhalt. Sie werden Hauslehrer bei Hohenfels. Sie wünschen unbemerkt unter andrem Namen zu leben: ich gebe Ihnen ein Schreiben mit und der Baron nimmt Sie ohne die geringste Bedenklichkeit auf. Sie bedürfen vielleicht für die erste Einrichtung Geld: ich mache mir eine Freude daraus, jedes beliebige Darlehn zu machen, oder vielmehr, um mich richtig auszudrücken, Ihnen jede beliebige Summe als Vergütung für Ihre Geldverluste zur Disposition zu stellen."

Werner warf einen verachtenden Blick auf den Sprechenden und machte abermals einen Versuch, sich los zu reißen, aber der Justizrath hielt ihn nur noch fester und fuhr fort: „Noch heute schicke ich Sie in meiner Equipage zu Hohenfels. Es ist eine unvergleichliche Stelle; der Baron bezahlt seinen Hauslehrer fürstlich. Sie können Geld zurücklegen und Ihre Familie unterstützen;

Sie wohnen wie in einem Paradiese; für Ihre künftige Laufbahn eröffnen sich die glänzendsten Aussichten."

Werner überlegte. In wie weit es ihm überhaupt Ernst mit seinen Drohungen gewesen war, wußte er selbst später wohl kaum anzugeben; er war eben in Zorn gerathen. Kaum bemerkte der Justizrath, daß er einigen Eindruck gemacht habe, so begann er im freundlichsten und herzlichsten Ton: „Wie gesagt, heute Nachmittag sende ich Sie zum Baron in meinem Wagen. Heute Mittag speisen Sie bei uns, im Schoße der Familie Ihres Freundes; Sie machen uns diese Freude, nicht wahr?"

Nach einigem Zögern erklärte Werner, er wolle den Wagen annehmen, für das Mittagsessen aber danke er, da er im Gasthof zu speisen beabsichtige.

„Ach, nicht doch, mein lieber junger Freund — drängte der Justizrath — das wäre nicht rathsam. Bei so vielen Leuten, die sich im Gasthofe zusammen finden: wie leicht wäre es da, daß Sie Jemand kennte, daß man aufmerksam auf Sie würde. Es wäre in der That nicht vorsichtig gehandelt. Und dann bedenken Sie ferner, wie viel mir daran gelegen sein muß, den besten Freund Theodor's seiner Mutter, seinen Schwestern vorstellen zu können. Nein, nein, es bleibt bei unsrem Arrangement: Sie speisen bei uns und fahren nachher zum Baron. Ich führe Sie gleich zu meinen Töchtern; dort können Sie die Zeit bis zum Essen

zubringen, indeß ich den Brief an den Baron schreibe und einige andre nöthige Sachen erledige."

Werner war in der That neugierig, die übrige Familie seines Freundes (so nannte er ihn in Gedanken aus Gewohnheit) kennen zu lernen, er sagte daher für das Mittagsessen zu, erklärte aber, vorher in den Gasthof zurückkehren und von einem Freunde Abschied nehmen, dann aber auch noch einige Einkäufe machen zu müssen.

„Ein Freund? — fragte der Justizrath aufmerksam — ein Freund im Gasthofe? er wird doch reinen Mund halten? Wer ist es denn?"

„Der Oberförster Degenhart, in dessen Begleitung ich hierher gefahren bin. Er glaubt noch Verpflichtungen für meinen verstorbenen Vater zu haben und beobachtet das unverbrüchlichste Schweigen."

„Ach, der Oberförster?" Der Justizrath affektirte ein gutmüthiges biderbes Wesen, indem er hinzusetzte: „Das ist ein Mann von echtem Schrot und Korn, hart und zuverlässig wie Stahl. Und Einkäufe wollen Sie machen? Soll ich nicht lieber meinen Bedienten mitsenden?"

Werner lehnte das kalt ab. Aber der Justizrath dachte an Alles; er dachte daran, daß die Einkäufe wohl eine leise Mahnung an das Geldversprechen sein sollten und obwohl er jetzt, wo ihm sein Mann sicher schien, sich weniger splendid gestimmt fühlte, wie vorher, so mußte er doch behutsam Alles vermeiden, was etwa

den kaum beschwichtigten Zorn des jungen Menschen wieder erregt hätte. Darum setzte er hinzu: „Und wie war es doch? sollte ich Ihnen nicht eine Zahlung leisten, vielleicht, wenn Ihnen keine andre Form gefällt, als Vorschuß auf Ihre Besoldung."

Werner lehnte dies eben so kalt ab.

„Und noch eins: unter welchem Namen soll ich Sie bei dem Baron einführen?

Werner antwortete bitter: „Lassen Sie von meinem wirklichen Namen nur den Mann fort, denn als besonnener Mann habe ich mich wahrhaftig nicht gezeigt, als ich für einen Andern mich aufopferte; behalten Sie Thor übrig, denn als ein rechter Thor habe ich gehandelt."

Mit sauersüßem Lächeln sagte der Justizrath: „Nun gut, wie Sie es wünschen. Wir speisen um ein Uhr." Nachdem er Werner das Geleit gegeben, ließ er durch den Bedienten nach der Küche sagen, daß ein Gast da sei und man sich auf halbe Parade einzurichten habe. Dies sollte heißen: man solle dem Essen den Zuschnitt und die äußere Form geben, als wolle man den Gast durch besondere Umstände ehren, jedoch ohne Entfaltung eines kostbaren Glanzes und eines wirklichen Aufwandes; zur halben Parade gehörte z. B. nachgemachter Champagner, nur theilweis silbernes Geräth, ein durch einen kleinen Einkauf beim Conditor extemporirter Nachtisch und dergleichen mehr.

### 4. Das Mittagessen im Schoß der Familie.

Als Werner wieder im Gasthofe ankam, athmete er tief auf bei dem Anblick des Oberförsters, ja er hätte sich demselben an's Herz werfen mögen. „Na — fragte Degenhart — wie ist denn der Besuch abgelaufen? Sie sind ja lange geblieben und sehen ganz erhitzt aus. Sie sind wohl mit einer langen Nase bei dem alten Fuchsschwänzer abgefahren?"

„Nicht doch — erwiderte Werner — der Justizrath hat mich zum Essen eingeladen und wird mich nach demselben in seinem Wagen und mit einem Briefe zum Baron Hohenfels senden, bei welchem ich nach seiner Versicherung sogleich als Hauslehrer unter guten Bedingungen eintrete."

Der Oberförster rief erstaunt: „Alle Wetter! Da müssen Sie ja dem Justizrath gut empfohlen gewesen sein! Die Stelle bei Hohenfels ist gewiß eine der besten im Lande. Na, ich wünsche Ihnen Glück und freue mich von Herzen, daß ich Sie unter so guten Aussichten zurücklassen kann."

„Ich hätte noch einige Bitten an Sie — sagte Werner nicht ohne Schüchternheit — die ihre Entschuldigung nur in der großen Güte finden, mit der Sie mich behandelten."

„Schießen Sie nur los!“ munterte Degenhart den Zögernden auf.

„Zuerst frage ich Sie, ob Sie mir wohl das Herüberschaffen meiner Sachen vermitteln können. Es ist dabei große Vorsicht nöthig, jedoch wird es unter Beihülfe des Doktor Felsberger möglich sein, bei dem meine Schwester ein Unterkommen gefunden hat.“

„Des Wunder-Doktor's, dessen Ruf durch's ganze Land geht? Das trifft sich ja herrlich. Einer meiner Jägerburschen ist brustkrank und wünscht den berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Ich schicke ihn in meinem Wagen hin, er bringt Ihre Sachen mit und ich sende sie Ihnen zu. Abgemacht. Was weiter?“

„Ich möchte Sie ferner um ein kleines Darlehn bitten, welches ich von der ersten Zahlung meines Gehaltes erstatten werde. Ich bedarf zu meinem ersten Auftreten in der Familie eine Ergänzung meiner Garderobe.“

„Hier ist meine Börse. Nehmen Sie so viel, als Sie irgend nöthig zu haben glauben und noch etwas mehr, denn man muß in neuen Verhältnissen nicht entblößt von Geld auftreten. Noch mehr zu bitten?“

„Ja, noch eins: daß ich Sie von Hohenfels aus einmal besuchen darf.“

„Nicht blos zugestanden, sondern auch meinerseits herzlichst darum gebeten!“

Werner nahm nun Abschied von dem braven Manne und trug ihm die freundlichsten Grüße an Clara auf. Er besorgte seine kleinen Einkäufe und langte um die bestimmte Zeit wieder im Hause des Justizrathes an, wo ihn diesmal der Diener höflich empfing und sogleich zum Hausherrn führte. Das Zusammensein beider Männer hätte wohl für einen unbefangnen Zuschauer Interesse haben können, für sie selbst aber war es sehr unerquicklich. Der Justizrath bezwang seine innre Abneigung gegen Werner und befleißigte sich eines kriechend freundlichen Wesens, das dennoch mit einiger Gönnerschaft untermischt war; Werner mußte sich alle Gewalt anthun, seine Geringschätzung unter den üblichen gesellschaftlichen Formen zu verstecken, was ihm schlecht genug gelang. Als der Bediente kam und meldete, daß angerichtet wäre, fühlten sich beide erleichtert und schritten in's Eßzimmer.

Hier fanden sie die Frau und die Töchter des Hausherrn vor. Die Frau war blaß und unansehnlich. Ein schmerzvoller Zug um ihre schmalen Lippen hatte sich so festgesetzt, daß er nicht weichen wollte, selbst wenn ein Lächeln versucht wurde. Josephe, die ältere Tochter, hatte ein schmachtendes Ansehn und rechte Kenner waren bei ihr in Zweifel, ob sie den rührenden schwärmerischen Aufschlag ihrer Augen oder den schmelzenden hinsterbenden Ton ihrer Stimme mehr

bewundern sollten. Albertine, die jüngere Tochter, war etwas schöner als ihre Schwester, aber ihr Gesicht hatte bei seinem anspruchsvollen herausfordernden Ausdruck wenig Einnehmendes.

„Meine Lieben — sagte der Justizrath — ich habe die Freude, euch hier den Herrn Kandidaten Thor vorstellen zu können; den intimen und verdienstvollen Freund unsres Theodor, der aber die Universität kürzlich verlassen hat und beim Baron Hohenfels als Hauslehrer eintreten wird. Herr Thor: das ist meine Frau, dies meine Tochter Josephe, dies meine Tochter Albertine."

Während Werner mit der Hausfrau einige gleichgiltige Worte wechselte, musterten die Töchter den Fremdling.

„Wie gemein sieht er aus — sagte Albertine — wie unordentlich ist sein Haar, wie alt und unmodern seine Kleidung, wie schlecht seine Wäsche! Nur der Hut und die Handschuhe sind neu, die hat er sich gewiß erst zum Mittagessen gekauft."

Josephe bemerkte: „Es ist gar nichts Gemüthvolles, nichts Geistreiches in seinem Gesicht."

„Wenn Theodor — setzte Albertine hinzu — uns keine besseren Freunde zuschicken kann, so mag er sie für sich behalten."

„Wenn es noch sein Freund Werner wäre — seufzte Josephe — der phantasiereiche Jüngling, von

dem er mir so viel Schönes erzählt hat und mit dem ihn ein so zartes Band der innigsten Freundschaft umschlingt!"

Man nahm Platz und zwar saß Werner zwischen der Mutter und Josephe. „Sie haben Ihren Sohn — fragte er erstere — lange nicht hier gesehen?"

„Seit dem Frühsommer nicht; wir erwarten aber in kurzer Zeit, zu Weihnachten seinen Besuch."

„Sie freuen sich gewiß sehr, daß er seine Studienjahre in Kurzem ganz beendigt hat."

„Es wird mir recht lieb sein, ihn hier im Hause bei uns zu haben."

„Das wird nicht lange dauern — warf Albertine ein — er muß seine Carriere rasch machen, da kann er nicht lange zu Hause sitzen, nicht wahr, Papa?"

„Er soll bald möglichst in Thätigkeit — versetzte der Justizrath — und kann seine juristische Laufbahn hier freilich nicht beginnen, weil ich selbst hier placirt bin."

„Aber einige Monate — wandte die Mutter schüchtern ein — wird er doch wohl seiner Familie widmen?"

„Warum nicht gar? — sagte Albertine absprechend — er muß so schnell, als es irgend geht, etwas werden, einen Titel und Rang haben. Wenn man freilich wie du, Mama, immer im Hause sitzen will, da hat man gern einen Haushocker um sich; wenn aber die Töchter des Hauses viel und oft in Gesell-

schaften verkehren, da muß sie ein Bruder begleiten, den man mit einem ordentlichen Titel vorstellen und mit dem man ein wenig Parade machen kann. Drum muß Theodor rasch in die Welt, wenn du ihn auch gern länger um dich hättest; du denkst dabei zu sehr nur an dich selbst."

Josephe setzte mit Affekt hinzu: „Wenn die äußern Pflichten sprechen, so muß das Herz schweigen."

Die Mutter schwieg und betheiligte sich fortan wenig mehr an der Unterhaltung. Dem Justizrath schien der Ton seiner Töchter gegen die Mutter nicht aufzufallen, desto mehr war Werner derselbe zuwider. Jetzt suchte Josephe ihren Nachbar in ein Gespräch zu ziehen, indem sie sagte: „Sie werden also künftig Ihren Wohnsitz auf Hohenfels aufschlagen, Herr Kandidat. Es soll dort eine entzückende Gegend sein und das Schloß eine romantische Lage haben. Wie sehr sind Sie zu beneiden!"

„Sehnst du dich denn von hier fort, Josephe?" fragte die Schwester.

„Nicht doch, wie sollte ich mich aus dem so schönen und glücklichen Kreise meiner Familie sehnen? Aber die Gegend ist doch hier nicht besonders: keine Felsen, keine geheimnißvollen Schluchten, keine murmelnden Wasserfälle, keine sagenreichen Ruinen. Wegen der Gegend um Hohenfels ist Herr Thor immer zu beneiden."

Werner sagte trocken: „Es wird doch wohl größtentheils von der Familie abhangen, ob ich mich in meinem dortigen Verhältniß wohl fühlen kann oder nicht.“

„Charmante Leute — fiel der Justizrath ein — in allgemeinem und hohem Ansehn stehend wegen ihres alten Adels und doch sehr umgänglich, ohne allen dummen Adelstolz.“

„Nun — bemerkte Albertine — stolz genug sind sie auf jeden Fall. Sie prunken mit einer Equipage und mit einer Dienerschaft, als wenn sie von fürstlichem Range wären.“

„Von fürstlichem Reichthum sind sie wenigstens — sagte der Justizrath — und brauchen keinen Aufwand zu scheuen.“

Josephe fragte sanft: „Würdest du dich nicht auch so einrichten, liebe Schwester, wenn du in ähnlichen Verhältnissen ständest?“

„Das wäre noch sehr die Frage. Die echte Vornehmheit liegt nicht im großmächtigen Wappen am Kutschenschlag und nicht in den breiten Goldborten der Livreen. Und was die älteste Tochter Rosalinde betrifft, über die läßt sich doch Manches sagen.“

Die Mutter wagte die Bemerkung: „Fräulein Rosalinde ist doch gewiß sehr schön.“

Wegwerfend entgegnete Albertine: „Die Schönheit

bleibt immer Geschmackssache und ältere Damen haben wohl kaum ein richtiges Urtheil darüber."

„Auch nicht jüngere Herren?" fragte der Justizrath gutmüthig scherzend. „Fräulein Rosalinde von Hohenfels gilt meines Wissens auch bei der jungen Männerwelt für schön."

„Es mag sein — antwortete Albertine mit einiger Verstimmung — aber ein so grenzenloser Stolz und Hochmuth verdunkeln jede Schönheit. Trägt sie den Kopf nicht höher als eine Gräfin? Wenn sie einmal unsere Bälle mit ihrer Gegenwart beehrt, so geht sie an den Damen aus der Stadt mit einer Geringschätzung vorüber, als wären es Mädchen aus ihrem Dorfe."

Josephe sagte wieder sanft und liebevoll: „Ich glaube, theure Schwester, du thust dem Fräulein Unrecht. Sie betrachtet uns allerdings als Leute eines untergeordneten Standes. Aber würdest du es anders machen? Bedenke doch nur, wie du dich auf einem Balle unter Bürgermädchen benehmen würdest."

„Das ist ein großer Unterschied — entgegnete Albertine mißvergnügt — wir gehören zu den gebildeten Ständen, unter denen keine so große Kluft stattfindet als zwischen uns und dem Bürgerstande."

„Was mich betrifft — sagte Josephe — so würde ich an der Stelle des Fräuleins von Hohenfels die Stadt mit ihren Bällen und andern Vergnügungen gar

nicht aufsuchen; ich ließe mich ganz von der Natur fesseln und wenn diese mir ihren verschwiegnen Schoß öffnete, so wollte ich nur in ihrer Einsamkeit meine stillen Freuden suchen. Das Landleben ist gewiß beseligend für ein Herz, das Empfänglichkeit für seine Reize besitzt."

„Du müßtest aber doch erst — warf Albertine ein — das frühe Aufstehn lernen und auch deine große Furcht ablegen, sonst führst du ja bei jedem Vogelschrei zusammen."

Die erste Bemerkung überhörte Josephe, die zweite beantwortete sie mit leidendem Tone: „Ach ja, meine Nerven sind leider sehr schwach."

„Dafür ist ein Seebad gut — sagte der Justizrath — ihr sollt im nächsten Jahre eine Badereise machen."

„Lieber nach Baden-Baden oder Homburg oder Wiesbaden — sprach Albertine — in den Seebädern soll es sehr langweilig hergehn."

„Aber das herrliche Meer — sprach Josephe schwärmerisch — und die Brandung und der Auf- und Untergang der Sonne!"

Der Justizrath wandte sich an Werner: „Sind Sie auf dem Lande oder in der Stadt erzogen, Herr Thor?"

„Ich habe fast meine ganze Jugend auf dem Lande zugebracht."

„O wie sind Sie da zu beneiden, Herr Kandidat!"

rief Josephe in Verzückung. „Die Erinnerung an die Jugend, die bei uns Kindern der Stadt so prosaisch und nüchtern ist, muß bei Ihnen ein reicher Schatz von poetischem Interesse sein."

„Ist Ihnen nicht noch ein Stückchen Braten gefällig?" fragte Albertine.

Da Werner gedankt hatte, knüpfte Josephe wieder an: „Könnten Sie uns nicht aus Ihrer Erinnerung wiedergeben, welcher Eindruck in Ihren Jugendjahren am tiefsten und unvergänglichsten gewesen ist?"

Mit verstockter Kälte erwiderte Werner: „Am lebhaftesten ist mir vielleicht der Eindruck von den Tagen geblieben, an welchen wir einschlachteten."

Empört und tiefverwundet kehrte sich Josephe von dem rohen Menschen ab, während ihre Schwester ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Der Justizrath nahm nun die Unterhaltung in seine Hand, indem er Werner allerlei allgemeine Winke und Rathschläge gab und so verfloß denn das Mittagsessen. Nachdem Werner den Brief an den Baron empfangen und einen kühlen Abschied von der Familie genommen hatte, ging er zum bereitstehenden Wagen, geleitet vom höflichen Justizrath und freute sich herzlich, als er eingestiegen war und fortrollte.

### 5. Die Reise nach Hohenfels.

„Also für diese Leute — so lautete etwa Werner's Selbstgespräch, als er im Wagen saß — habe ich mein Lebensglück eingesetzt! Der Vater ist nichts als ein gewissenloser, selbstsüchtiger Heuchler, ein schnöder Betrüger, der in diesem Augenblick einen vielleicht wohlverdienten Mann um eine gute Stelle bringt und eine ihm vertrauende Familie täuscht, indem er einen verfolgten Flüchtling unter falschem Namen einschiebt. Die Mutter ist eine schwache Person, die sich ohne Zweifel vom Manne immer hat mit Füßen treten lassen, weil sie die weibliche, und von den Töchtern, weil sie die mütterliche Würde nicht aufrecht erhalten konnte. Und die Schwestern? Die eine verdeckt ihre welkenden Reize unter dem erborgten Flitter einer abgestandnen Sentimentalität, die andre trägt ihre Rohheit, ihren Neid, ihre Selbstsucht schamlos genug zur Schau. Und Theodor selbst? O, welch ein Gespenst der Zukunft trat mir in seinem Vater entgegen; denn gerade so wird Theodor in zwanzig bis dreißig Jahren aussehn und sein! Welch' eine furchtbare Beleuchtung wirft diese Familie auf ihn selbst, wie schrecklich löst sie das Räthsel seines Charakters! In ihm ist die egoistische Gewissen-

losigkeit des Vaters, die haltlose Schwäche der Mutter, die hohle Schwärmerei der einen Schwester, die ungemeßne Eitelkeit der andern — in ihm sind alle diese Züge vertreten, obwohl für den Augenblick gemildert durch die Romantik der Jugend, in ein andres Licht gerückt durch den Glanz des Studentenlebens, aber Beides ist bei ihm nur eine Lüge, eine Schauspieler-Schminke! Daß er von diesem Vater mit Ruhmredigkeit, von diesen Schwestern mit Prahlerei sprechen konnte, würde ihn schon allein verurtheilen. Und nun der unverzeihliche Leichtsinn — denn das ist der gelindeste Ausdruck — daß er über mich gegen seinen Vater geschwiegen hat! Hier ist Leichtsinn ein Verbrechen und wer den Freund aus Leichtsinn verräth, kann es auch mit Bewußtsein und Absicht thun."

Nachdem wir diese heftige Anklage niedergezeichnet, können wir nicht umhin, einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Allerdings herrschten in der Familie des Justizraths kleinliche Leidenschaft und Unnatur; selbst das Gute und Schöne wurde in's Widerliche verzerrt, aber die Familie würde sich etwas respektabler dargestellt haben, wenn sie nicht durch die Geschäftsgewandtheit, vielleicht auch durch das weite Gewissen des Justizrathes und durch die Gunst oder Ungunst des Glückes auf eine viel höhere Stufe gestellt worden wäre, als sie vermöge ihrer Bildung und ihrer geistigen Befähigung

würdig einzunehmen vermochte. Bei der zu raschen Aufblähung war Alles in der Familie hohl geworden; die Phrase hatte die Stelle der Empfindung eingenommen. Wirklich vornehme Leute sind häufig genug von gleichem geistigem Unwerth, aber sie haben weit mehr Takt und stellen sich mit ihrer flachen Eigenthümlichkeit weniger blos; sie wissen oder fühlen genau, was man äußern muß, um für geistvoll und gebildet und was man äußern darf, um für sittlich zu gelten. Am gefährlichsten ist jedenfalls ein Charakter wie derjenige Theodor's, bei welchem die Phrasenmacherei eine Koketterie der Tugend wird, getragen und gehoben durch eine jugendlich angenehme Persönlichkeit, ihrer selbst noch unbewußt und darum sich selbst und Andre um so leichter täuschend.

Mitunter kam es Werner in seinen Selbstbetrachtungen beinah verächtlich vor, daß er von des Justizrathes Vermittlung Gebrauch gemacht hatte, daß er jetzt sich des Wagens bediente. „Ich muß — so tröstete er sich — durchaus einen festen Boden unter mir behalten, wenn ich nicht versinken soll und das darf ich nicht, so lang ich es hindern kann; ich muß schlechterdings eine Existenz gewinnen und sollten die Stufen dazu auch ein Machwerk des Justizrathes, also morsch und faul sein." Aber ganz war er doch in dieser Hinsicht mit sich nicht zufrieden.

Als der größte Theil des Weges bereits zurückgelegt war, hielt der Kutscher bei einer Schenke an, weil etwas am Riemenzeug in Unordnung wäre, was erst in Ordnung gebracht werden müßte. Mochte sich dies nun wirklich so verhalten, oder wollte der Kutscher sich eine Stärkung von Werner spenden lassen, kurz letzterer mußte aussteigen und sich in die Stube des Hauses begeben. Darin saß ein altes Mütterchen und spann.

„Wo wollt Ihr denn hin?" fragte die Frau mit der rücksichtslosen Neugierde alter Landleute.

„Nach dem Schloß Hohenfels."

„So? Wollt Ihr die armen Leute in ihrem Leid besuchen und trösten? Das ist rechtschaffen von Euch."

Werner horchte hoch auf. Sollte sein Schicksal so boshaft sein, über die Familie Hohenfels in dem Augenblick ein großes Unglück zu verhängen, wo er in dieselbe eintreten wollte? Zerbrach ihm diese Stufe, auf der er zu einer gesicherten und ehrenhaften Existenz zu steigen im Begriff war, unter den Füßen?

„Was fehlt denn der Familie Hohenfels? Was ist ihr widerfahren?" fragte er hastig.

Der Wirth, welcher ab und zu ging, hörte dieses und winkte Werner zu, indem er mit dem Finger auf die Stirn deutete, als wenn er sagen wollte, mit dem Verstand der Frau wäre es nicht in Ordnung.

Die Alte spann immer fort und sprach weiter, ohne aufzublicken: „Ja, ja, die armen Leute auf Hohenfels! Früher so vornehm und reich und nun so arm und unglücklich: es ist ein schweres Schicksal."

„Worin liegt denn ihr Unglück, Frau?" fragte Werner abermals.

„Im Fluch, im Fluch! Es ist schlimm, wenn eine Mutter ihrer Familie flucht, die ganze Familie kommt dadurch in Jammer und Elend."

Werner folgte dem Wirth in einen vordern Raum und befragte ihn dringend um die räthselhaften Worte der Alten.

„Es ist meine Mutter — sagte dieser — sie ist schon recht alt und nicht mehr ganz bei Verstande. Sie hat in alten Zeiten auf dem Schlosse gedient bei der Mutter des jetzigen Barons und da mag Etwas vorgekommen sein, was ihr nicht aus den Gedanken will. Ich weiß nichts Näheres davon und wenn ich Etwas wüßte, so würd' ich nicht davon reden, denn ich verdanke Alles dem Herrn Baron. Blos meiner Mutter wegen, weil die so lange treu in der Familie gedient hat, setzte mich der Herr Baron um geringen Pacht in diese Stelle, wo ich mein gutes Auskommen habe. Es ist einmal so eine feste Idee bei der Alten geworden, daß es den Leuten auf dem Schloß nicht gut ginge."

Als Werner wieder im Wagen saß, fühlte er sich von den Reden der Alten unheimlich durchschauert.

„Doch — sagte er zu sich selbst — was geht's mich an, welche düstern Ereignisse früher auf dem Schlosse vorgefallen sein mögen?" Und bald zog ihn die immer schöner werdende Gegend ganz von solchen Gedanken ab. Der Weg war in ein Thal eingebogen, welches ein muntrer Gebirgsbach schäumend durchrauschte. Die bewaldeten Berge zu beiden Seiten gaben bald breiten Wiesen, bald kaum dem Bach und der Straße Raum. Werner hatte nie eine so schöne Gegend gesehen und dachte es sich herrlich, in diesen Wäldern umher zu irren, wenn sie erst wieder mit ihrem grünen Schmuck versehen sein würden.

Nun stieg die Straße rascher aufwärts. Zwei prächtige Reihen der herrlichsten Buchen begleiteten sie, selbst jetzt ohne Laub ein köstlicher Anblick. Bald war die Höhe erreicht, der Kutscher setzte die Pferde in raschere Bewegung und der Wagen rollte durch ein Thor mit großem Steinbild auf einen sehr umfangreichen Platz, der sich vor einem stattlichen Schlosse ausdehnte. Der Rasen, um den sich zu beiden Seiten der Fahrweg zog, war selbst jetzt grün und saftig; in seiner Mitte plätscherte ein ziemlich hoher Springbrunnen; längs der Mauern, die vom Schlosse aus bis zum Thore den Platz einfriedigten, standen Bäume von allerlei Art: das Ganze machte einen unabweisbaren Eindruck der Großartigkeit und Ruhe.

An der mächtigen Freitreppe, die zum mittleren Hauptgebäude führte, hielt der Wagen. Ein einfach aber fein gekleideter Diener trat heran, half Werner beim Aussteigen und führte ihn die Treppe hinauf durch einen hohen kirchenähnlichen Vorsaal in ein Zimmer, wo er fragte, was von dem Herrn gewünscht werde.

„Ueberbringen Sie — sagte Werner — dieses Schreiben dem Herrn von Hohenfels, wenn er zu Hause ist. Ich werde die Antwort des Herrn Barons erwarten."

Der Diener entfernte sich mit stummer Verneigung.

Die Lichter der Abendröthe fielen in das hohe Gemach und spielten, zum Theil gebrochen durch die schweren Seidenvorhänge, auf den dunkelrothen Damast-Tapeten und auf den großen Bildern, die aus ihren Goldrahmen mit den Stahlpanzern und den Kommandostäben ernst herabblickten.

„Nehmt ihr den bürgerlichen Fremdling nicht ungern unter Euch auf?" fragte sie Werner leise.

Da öffnete sich eine Seitenthüre und ein großer stattlicher Mann trat herein, den geöffneten Brief in der Hand.

„Seien Sie auf Hohenfels willkommen — sagte er, nicht freundlich und herablassend, aber offen und zuverlässig — ich begrüße Sie als künftigen Hausgenossen."

„Ich komme — sagte Werner einfach und bescheiden — zu Ihnen mit noch wenig geprüftem Talent des Erziehens und des Unterrichtens, aber mit dem besten Willen, Ihrem Vertrauen zu entsprechen und Ihnen nützlich zu werden."

„Das genügt — entgegnete der Freiherr — in der Erziehung theile ich Ihre Bemühungen, im Unterrichten nimmt Ihnen die Französin die neueren Sprachen und die Musik ab." — Er setzte eine silberne Schelle, die auf dem Tische stand, in Bewegung und rief dem eintretenden Diener zu: „Die Kinder!"

Bald darauf traten zwei hübsche Knaben von zehn bis zwölf Jahren schüchtern ein und blieben vor dem Vater stehen. Dieser sagte: „Hier sind Ihre künftigen Schüler, Herr Thor: Hugo und Bodo, sie sind so ziemlich gleich weit und werden in fast allen Gegenständen zusammen unterrichtet werden können. Ihr aber, Hugo und Bodo, werdet euch dem Herrn Thor gegenüber fleißig und gehorsam beweisen; die geringste Klage von ihm würde meine strengste Ahndung zur Folge haben." Er winkte mit der Hand und die Knaben entfernten sich eben so still, wie sie gekommen waren.

Der Freiherr ließ die Schelle abermals ertönen und sagte zum Diener: „Adam!"

Demnächst trat ein schon bejahrter Bedienter ein, zu dem der Freiherr sprach: „Dies ist der Herr Kan-

didat Thor, den ich Dir zur besondern Bedienung überlasse, Du wirst Alles besorgen, was ihn betrifft. Herr Thor, Sie haben sich ganz an diesen zuverlässigen Diener zu halten: er wird Sie vollkommen zufrieden stellen. Adam, führe jetzt den Herrn Kandidaten in seine Zimmer." Mit einem kurzen Gruße verabschiedete er den Hauslehrer und entfernte sich wieder durch die Seitenthür.

Adam führte den neuen Hauslehrer schweigend eine breite Marmortreppe hinauf und in den Gang des einen Seitenflügels, wo er die letzte Thür öffnete mit den Worten: „Dies ist Ihr Wohnzimmer, Herr Kandidat." Dann öffnete er die Seitenthür links: „Dies ist Ihr Schlafzimmer;" dann die Seitenthüre rechts: „Dies ist das Lehrzimmer." Letztres hatte wieder seine besondre Thür auf den äußern Gang. Nachdem Adam die Thüren wieder sorgfältig geschlossen, eine schöne, auf dem Tische stehende Astrallampe angezündet und die schweren Rouleaux heruntergelassen hatte, sagte er: „Es ist sogleich bei Ihrer Ankunft Feuer im Ofen angelegt worden, aber das Zimmer kann noch nicht ganz durchwärmt sein, doch wird's nicht lange dauern. Zum Abendessen werde ich Sie rufen."

Werner hatte Muße genug, sich in seiner neuen Wohnung umzusehen. Sie war groß, hoch, geschmackvoll tapezirt und zwar nicht reich aber sehr vollständig

und behaglich ausmöblirt. Eben so ergab sich das Schlafzimmer bei näherer Besichtigung als mit Allem wohl versehen, was irgend erwartet oder gewünscht werden mochte. Ein Blick in das Unterrichtszimmer belehrte auch über dessen vollständige und zweckmäßige Einrichtung und eine aufgestellte Sammlung von Lehrbüchern gab zugleich eine angemeßne Beschäftigung her bis zu dem Augenblick, als Adam eintrat und zum Abendessen aufforderte. Es waren jetzt alle Gänge und Räume des Schlosses zweckmäßig erhellt und so fehlte demselben der düstre Charakter, den sonst große Gebäude leicht am Abend haben. Als Werner durch eine von Adam geöffnete Flügelthüre trat, sah er sich in einem Eßzimmer, in welchem nur ein Herr und eine junge Dame gegenwärtig waren. Er konnte nicht denken, daß diese halbverblühte Gestalt die „stolze Rosalinde" wäre und in der That trat nun der Freiherr ein mit einer Dame von blendender Schönheit, die er Werner kurz als seine Tochter vorstellte, dann aber den anwesenden Herrn als seinen Oberverwalter, die Dame als die französische Gouvernante bezeichnete.

So war nun Werner in seinen neuen Lebenskreis eingeführt.

Druck von Leopold Freund in Breslau.

L